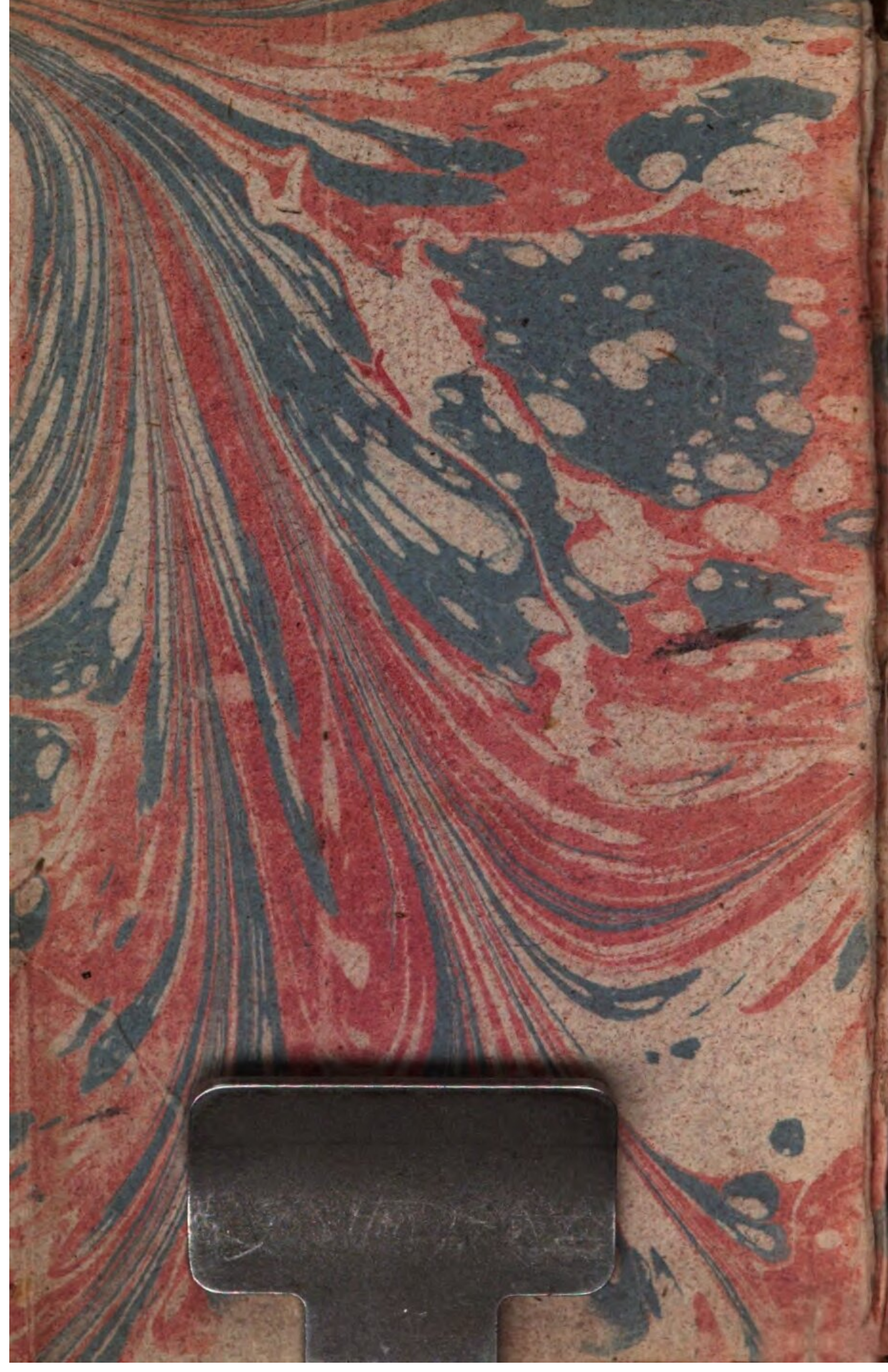


Rem. IV.

2941

-1-





Run IV 2941 (1)

Wheland

<36625071830014

<36625071830014

Bayer. Staatsbibliothek

WIELANDs
KLEINERE PROSAISCHE
SCHRIFTEN

ERSTER BAND.



Neue, verbesserte Ausgabe.

LEIPZIG,
bey Weidmanns Erben und Reich.

1785.

WIELAND

REINER PROSASCHREIBER

SCHNITTEN

ERSTER BAND

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Neue, verbesserte Ausgabe

LEIPZIG

Verlag von W. G. Schmidt

1825



VERZEICHNIS

DER

IN DIESEM THEIL ENTHALTENEN STÜCKE.

I. Ueber das Verhältniß des Angenehmen zum Nützlichen.

II. BONIFAZ SCHLEICHERS Jugendgeschichte.

III. Ueber die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts.

IV. Ueber die IDEALE der Alten.

V. Was ist Wahrheit?

VI. Philosophie die Kunst zu leben und die Heilkunst der Seele.

VII.

VII. Etwas von dem ältesten Zeitkürzungs-Spielen.

VIII. Ueber den Charakter des ERASMUS von ROTTERDAM.

IX. Wie man liest. Eine Anekdote.

X. AESOPUS und SOLON.

XI. Die STERBENDE POLYXENA des Euripides.



I. ÜBER



I.

ÜBER

DAS VERHÄLTNIS

DES

ANGENEHMEN

ZUM

NÜZLICHEN.

BALZAC — ein unter uns wenig bekannter und selbst von seinen landesleuten vergessener berühmter *Schöndenker* und witziger briefsteller unter *Ludwig XIII* — war nicht selten in dem falle etwas albernes zu sagen, indem er etwas sehr sinnreiches gesagt zu haben glaubte; indessen lieffen ihm auch *Wielands* kl. profais. Schrift. I. B. A öfters

öfters gute gedanken vor den schufs, — wie es einem menschen nothwendig begegnen mufs, der, wie Er, sein leben damit zubringt gedanken aufzujagen. In folgender stelle gefällt mir der schlufsgedanke (der epigrammatischen wendung ungeachtet) wegen der einfalt, und einleuchtenden wahrheit des bildes, in welches er eingekleidet ist. „Man mufs, „sagt er, bücher zur erholung und zur ergezlichkeit haben; wie man bücher zur belehrung und zu „geschäften haben mufs. Iene sind angenehm, diese nützlich, und der menschliche Geist bedarf beyde. Das Canonische recht und das Iustinianische „gesetz sey und bleibe in ehren, und herrsche auf „den Universitäten; aber man verbanne darum den „Homer und Virgil nicht. *Wir wollen den oelbaum „und den weinstock bauen, aber ohne rosen und „myrten auszurotten.* „

Ich finde bey dieser stelle zweyerley anzumerken: Das eine ist, daß *Balzac* den Pedanten, welche die günstlinge der Muien und ihre werke mit gerümpfter nase ansehen, zu viel einräumt, wenn er die *Homere* und *Virgile* blos unter die ergetzen-

den

den Schriftsteller rechnet. Das vernünftige Alterthum dachte ganz anders, und Horaz behauptet mit gutem Fug, daß man mehr praktische Philosophie vom Homer lernen könne als von Krantor und Chrysippus.

Sodann dünkt mich, daß es überhaupt mehr eine kaufmännische als philosophische Art zu denken zeige, wenn man das *angenehme* dem *nützlichen* entgegenstellt, und jenes gegen dieses mit einer Art von Verachtung ansieht. — Man merke, daß ich hier bloß von dem angenehmen rede, das für einen unverdorbenen Geschmack angenehm ist, und weder Gesetze und Pflichten noch ein gesundes moralisches Gefühl beleidiget. — Dies vorausgesetzt, sage ich: das *nützliche* in so fern man es dem *schönen* und *angenehmen* entgegensetzt, haben wir mit dem niedrigsten Vieh gemein, und indem wir lieben und schätzen was uns in diesem Verstande nützlich ist, thun wir nichts als was das Ochslein und das Ferklein auch thut. Der Werth dieses nützlichen hängt von seiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab. In so fern also eine Sache zur Erhaltung

der menschlichen gattung und der bürgerlichen gesellschaft nothwendig ist, in so fern ist sie allerdings etwas gutes; aber etwas *vortrefliches* ist sie darum nicht. Daher begehren wir auch das nützliche nicht um sein selbst, sondern bloß um gewisser vorthelle willen, die wir davon ziehen. Das *schöne* hingegen lieben wir aus einem *innern vorzug unsrer natur* vor der bloß thierischen; denn unter allen thieren, ist der Mensch allein mit einem zarten gefühl für *ordnung, schönheit und Grazie* begabt. Daher kommt es, daß er desto vollkommner und, so zu reden, *desto mehr mensch* ist, je ausgebreiteter und inniger seine liebe zum schönen ist, und je feiner und sicherer er durch die bloße empfindung die verschiedenen grade und arten des schönen zu unterscheiden weiß. Und daher ist's auch bloß das schöne, in künsten sowohl als in lebensart und sitten, was den geselligen, entwickelten und verfeinerten menschen von dem wilden und barbaren unterscheidet: ja, alle künste ohne ausnahme, und die wissenschaften selbst, haben ihr wachsthum beynahe allein, dieser dem menschen eingepflanzten liebe zum schönen

nen

nen und vollkommenen zu danken, und würden noch unendlich weit von dem grade, zu dem sie in Europa gestigen sind, entfernt seyn, wenn man sie in die engen grenzen des nothwendigen und nützlichen, im gemeinen sinne dieses wortes, hätte einschränken wollen.

Dies letzte that *Sokrates*, *) und wenn er jemals in irgend einer sache unrecht hatte, so war's in diesem stücke. *Kepler* und *Newton* würden nimmermehr die gesetze des weltsystems — das schönste, was der menschliche geist jemals durch denken herausgebracht hat — gefunden haben, wenn sie, seiner vorschrift zufolge, die Messkunst auf die bloße feldmesserey und die Astronomie auf den bloßen nothdürftigen gebrauch bey land- und see-reisen und beym kalendermachen eingeschränkt hätten.

Sokrates ermahnte die Mahler und Bildhauer, das schöne und angenehme mit dem *nützlichen* zu verbinden: so wie er die Tänzer aufmuntert, das vergnügen, das ihre kunst zu geben fähig sey, zu

A 3

ver-

*) S. das 7te Kap. im III. Buche der Sokrat. Denkwürd. Xenophons.

veredeln, und das *herz* zugleich mit den *sinnen* zu ergetzen. Dem nemlichen grundsatze zufolge mußte er diejenigen arbeiter, welche sich mit den unentbehrlichern dingen beschäftigen, ermahnen, das nützliche soviel möglich mit dem *schönen* zu vereinigen. Aber nichts für schön gelten lassen wollen, als *in sofern* es nützlich ist, heißt die Begriffe verwirren.

Schönheit und Grazie sind zwar durch die Natur selbst mit dem nützlichen *verwandt*; aber sie sind nicht darum begehrenswürdig weil sie nützlich sind, sondern weil es der natur des menschen gemäß ist, in ihrem anschauen ein reines und edles vergnügen zu genießen; ein vergnügen, das mit demjenigen, so uns das *anschauen der tugend* macht, völlig gleichartig, und eben so sehr ein *bedürfnis vernünftiger wesen* ist, als nahrung, kleidung und wohnung bedürfnisse des thierischen menschen sind.

Ich sage *des thierischen menschen*, weil er sie mit allen andern oder doch mit den meisten *thieren* gemein hat. Aber weder diese thierischen bedürfnisse, noch die fähigkeit und bestrebung solche zu befriedigen,

digen, machen ihn zum *Menschen*. Indem er für sein futter sorgt, sich ein nest baut, sich zu einem weibchen hält, seine jungen äzt, und sich mit einem andern herumbeißt der ihm sein futter nehmen, oder sich in den besiz seines nestes setzen will, — in allem diesem handelt er, was das *materielle* betrifft, als ein *thier*. Bloß durch die *art* und *form*, wie der mensch — wofern er nicht durch zwingende äußere ursachen zu einem viehischen stande gebracht und darinn erhalten wird — alle diese thierische dinge thut, unterscheidet und erhebt er sich über alle übrige thierarten, und zeigt seine *menschheit*. Denn dies thier das sich Mensch nennt, und *dies allein*, hat ein *angebohrnes gefühl* für *schönheit* und *ordnung*, hat ein *herz* das zur *mittheilung seiner selbst*, zu *mitleiden* und *mitfreude*, und zu einer *unendlichen mannigfaltigkeit angenehmer und schöner empfindungen* aufgelegt ist; hat einen starken hang zum *nachahmen* und *schaffen*, und bemüht sich unaufhörlich an dem was er erfunden oder gemacht hat, zu *bessern*.

Alle diese eigenschaften zusammen genommen unterscheiden ihn wesentlich von den übrigen thieren, machen ihn zu ihrem herrn und meister, unterwerfen ihm erde und mër, und bringen ihn von stufe zu stufe so weit, daß er durch die beynahe unbegrenzte erhöhung seiner kunstfähigkeiten, im stande ist, die Natur selbst umzugestalten, und sich aus den materialien die sie ihm giebt eine neue, zu seinen besondern absichten vollkommner eingerichtete Welt zu erschaffen.

Das erste, worinn der mensch diese seine vorzüglichkeit offenbart, ist die *verfeinerung* und *veredlung* aller der bedürfnisse, triebe und verrichtungen, die er mit den thieren gemein hat. Die zeit, die er dazu braucht, kömmt hier nicht in betrachtung. Genug er bringt es endlich dahin, daß er seinen unterhalt nicht mehr dem bloßen zufall abbeteln muß; und die grössere sicherheit einer reichlichen und bessern nahrung läßt ihm musse, auch auf die vervollkommnung der übrigen erfordernisse des lebens zu denken. Er erfindet eine kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die sicherheit
oder

oder das vergnügen seines daseyns; und so steigt er unaufhörlich vom *unentbehrlichen* zum *gemächlichen* vom gemächlichen zum *schönen*.

Die *natürliche gesellschaft* in der er gebohren ist, verbunden mit der nothwendigkeit sich gegen die nachtheiligen folgen der grossen ausbreitung der menschlichen gattung sicher zu stellen, veranlaßt ihn endlich zur *bürgerlichen gesellschaft* und lebensart.

Aber auch da hat er kaum für das *nothwendige*, für die mittel der innern und äusserlichen sicherheit gesorgt; so sehen wir ihn auf tausendfältige art beschäftigt, diesen feinen neuen zustand zu *verschönern*. Unvermerkt verwandeln sich kleine dörfer in grosse Städte, die wohnsitze der künste und der handlung, und die vereinigungspuncte der verschiedenen nationen des erdbodens. Der mensch breitet sich auf allen seiten und in jedem sinne immer weiter aus; schiffarth und handelschaft vermehren die verhältnisse und beschäftigungen, indem sie die bedürfnisse und güter des lebens vervielfältigen; reichthum und wollust verfeinern jede kunst deren mutter

noth und mangel war; musse, ruhmbegehrde und öffentliche aufmunterung befördern das wachsthum der wissenschaften, welche, durch das licht das sie über alle gegenstände des menschlichen lebens verbreiten, zu reichen quellen neuer vorthelle und vergnügungen werden.

Aber in eben dem mäfse, wie der mensch seinen äufsern zustand verbessert und verschönert, entwickelt sich auch sein gefühl für das *sittliche schöne*. Er ent-
sagt den rohen und unmenschlichen gebräuchen der wildheit; lernt alle gewaltsamen handlungen gegen seines gleichen verabscheuen, und gewöhnt sich an die gesetze der gerechtigkeit und billigkeit. Die mannigfaltigen verhältnisse des gesellschaftlichen standes entwickeln und bestimmen die begriffe des wohlstandes und der höflichkeit; und die begierde sich anderngefällig zu machen und sich bey ihnen in achtung zu setzen, lehrt ihn seine leidenschaften zurück halten, seine fehler verbergen, seine beste seite heraus kehren, und alles was er thut auf eine anständige art verrichten; mit einem worte, seine sitten verschönern sich mit seinem übrigen zustande.

Durch

Durch alle diese stufen erhebt er sich endlich bis zu der *höchsten vervollkommenung seines geistes*, die in seinem gegenwärtigen leben möglich ist, zu dem *grossen begriffe des ganzen* wovon er ein theil ist, zum *Ideal* des schönen und guten, zu *weisheit* und *tugend*, und zur *anbetung des unerforschlichen Urhebers der natur*, des *allgemeinen Vaters der geister*, dessen willen zu erkennen und zu thun zugleich ihr *grösstes vorrecht*, ihre *erste pflicht* und ihr *reinstes vergnügen* ist.

Alles dies, nennen wir mit Einem worte: *die fortschritte der menschheit*. Und nun antworte sich ein jeder selbst auf die frage; würde der mensch sie gemacht haben, wenn jenes angebohrne gefühl des *schönen* und *anständigen* unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, und alle wirkungen seiner schaffenden macht, alle denkmäler seiner gröfse, alle reichthümer der natur und kunst, in deren besitz er sich gesetzt hat, *verschwinden*; er sinkt in den *viehischen stand* der dummen und gefühllosen *bewohner von Neuhollland* zurück, und mit ihm versinkt die Natur selbst in *wildheit*, und *chaotische ungestalt*.

Was

Was sind alle diese *stufen* durch die der mensch nach und nach sich der vollkommenheit nähert als *verschönerungen*? verschönerung seiner bedürfnisse, lebensart, kleidung, wohnung, geräthe? verschönerungen seines geistes und herzens, seiner gefinnungen und leidenschaften, seiner sprache, sitten, gebräuche, vergnügungen?

Welch ein abstand von der *ersten hütte* zu einem gebäude von *Palladio*? von der *pèroge* eines *Carai- ben* zu einem linienschiffe? von den drey klötzen, die in uralten zeiten bey den *Böotiern* die *Huldgöttinnen* vorstellten, zu den *Grazien* des *Praxiteles*? von einem dorfe der *Hottentotten* oder wilder *Indianer* zu einer stadt wie *London*? — von dem puz einer *Neu-Seeländerin* zum puz einer *Sultanin*? von der *sprache* der einwohner von *Otahity* zu den sprachen des *Homer*, *Virgil*, *Tasso*, *Milton* und *Voltaire*?

Durch wie viel unzählige grade der verschönerung mußten die menschen und die menschlichen dinge gehen, bis sie diesen beynahe unermesslichen zwischensraum zurückgelegt hatten!

Die

Die begierde zum *verschönern* und *verfeinern*, und die unzufriedenheit mit dem geringern grade, so bald man einen höhern kennen lernt, sind die wahren einzigen und höchst einfachen triebfedern, wodurch der mensch es dahin gebracht hat, wo wir ihn sehen. Alle völker, die sich vervollkommenet haben, machen den beweis dieses satzes, und wenn sich würcklich solche finden sollten, die — ohne besondere phyſische oder sittliche hindernisse — immer auf dem nemlichen grade der Unvollkommenheit stehen blieben, oder gar einen gänzlichen mangel jener triebfedern der vervollkommung verriethen; so hätte man Ursache, sie vielmehr für eine besondere art von menschenähnlichen thieren als für wirkliche menschen unfres stammes und unfrer art zu halten.

Wenn nun (wie niemand läugnen wird) alles, was den Menschen und seinen zustand vervollkommenet, den namen des *nützlichen* verdient: wo bleibt der grund dieses verhafsten gegensatzes, den gewisse Ostrogothen noch immer zwischen dem *schönen* und *nützlichen* machen? — Vermuthlich haben diese leute wohl nie bedacht, was es für folgen haben würde,

de, wenn ein volk, das eine hohe stufe der verfeinerung erreicht hat, seine musik, seine dichter, seine schauspieler, seine mahler und übrige künstler, mit einem worte, alles was zum gebiete der Mufen und Grazien gehört, des landes verwiese oder verhungern liesse, — oder, was eben so schlimm wäre, wenn es *den guten geschmack* in allen diesen künsten verlöhre?

Der verlust von dingen, die ohne vergleichung weniger auf sich haben, würde schon eine gewaltige lücke in seinem wohlstande machen. — Wenn man euch eine rechnung vorlegte, was es für die Franzosen zu bedeuten hätte, wenn nur die zwey kleinen artickel, *Fächer* und *Tabackdosen*, aus der zahl der europäischen bedürfnisse ausgestrichen werden könnten, — und ihr bedächtet dann, dafs dies nur ein paar kleine ästchen von den unzähllichen ästen und zweigen der industrie sind, welche die liebe zu spielfachen und flitterwerk, womit alle die grofsen kinder in hosen und langen röcken um uns herum behaftet sind, hervorgetrieben haben; und ihr wolltet ein wenig nachrechnen, wie *nützlich* der welt
sogar

sogar die *unnützlichen* dinge sind; und wolltet überlegen, daß die gebiete des schönen und nützlichen keine *geschlossenen gebiete*, sondern auf so mannigfaltige art durcheinander gewunden sind, daß es gar nicht möglich ist, ihre gränzen jemals genau und zuverlässig anzugeben: kurz, daß eine so große verwandtschaft zwischen ihnen ist, daß beynahe alles nützliche *schön*, und alles schöne *nützlich* ist, oder werden kann: wenn ihr das alles überlegtet, so würdet ihr — —

Aber es giebt leute, die (wie die Abderiten) vom überlegen nicht klüger werden. Wem der kopf einmal schief sitzt, der wird in seinem leben nicht dahin gebracht, die sachen so zu sehen, wie sie von allen andern, die gerade vor sich hinschauen, gesehen werden.

Und dann giebt es noch eine gattung unverbesserlicher leute, die von jeher erklärte verächter des schönen gewesen sind; nicht, weil ihnen der kopf schief sitzt, sondern weil sie nichts nützlich nennen als was ihren seckel füllt. Nun ist das handwerk eines Sykophanten, Quakfalkers, Amuletenkrämers,

Ducan }

Dueatenbeschneiders, Kuplers, Tartüffen, u. f. w. so einträglich es auch seyn mag, gewifs *nicht schön*: es ist also natürlich, daß diese herren allerseits bey jeder gelegenheit eine tiefe verachtung gegen das *schöne* das ihnen nichts einträgt zu tage legen. Ueberdies, wie manchem Görgen ist seine dummheit nützlich? Wie mancher verlöhre sein ganzes ansehen, wenn die leute, unter denen er es gewonnen oder erschlichen hat, geschmack genug hätten, ächtes vom unächten, und schönes vom schlechten zu unterscheiden? Solche leute haben freilich eine wichtige *Personalursache*, feinde vom witz und geschmack zu seyn. Sie sind in dem falle jenes ehrenmannes, der seine hässliche tochter an einen blinden verheyrahtet hatte, und nicht zugeben wollte, daß seinem tochtermanne der Staar gestochen würde.

Aber wir andern, die nur dabey zu gewinnen haben wenn wir klüger werden, was für Abderiten müßten wir seyn, wenn wir uns von diesen interessierten herren bereden lassen wollten blind zu werden oder blind zu bleiben, damit — ihrer tochter hässlichkeit nicht offenbar werde?



II.

BONIFAZ SCHLEICHERS

JUGEND - GESCHICHTE.

Die im October 1775. im T. Merkur aufgeworfene frage: *Ob man ein heuchler seyn könne ohne es selbst zu wissen?* wurde einige zeit darauf, bey einem besuche, den ich von meinem freunde und landsmann S. erhielt, der gegenstand unsrer unterredung.

Die frage hatte, wie er mir sagte, einiges aufsehen gemacht, und es war hie und da viel darüber pro und contra gesprochen worden.

Ich selbst sagte herr S. befand mich neulich in einer hübschen gesellschaft, wo diese materie, mit aller feichtigkeit, womit dergleichen speculativische dinge in gesellschaftlichen conversationen behandelt zu werden pflegen, durchgebeutelt wurde. Einer

Wielands kl. prosais. Schrift, I, B. B der

der ausgemachtesten *Tartüffen*, die jemals von sonne und mond beschienen worden, (wiewohl nicht eigentlich von der *andächtenden Classe*) führte das grofse wort. Er fand die frage überflüssig und ärgerlich. Er wäre (behauptete er) gerade, als ob man fragte, ob jemand ein Falschmünzer seyn könnte ohne es zu wissen? Da hätten die schelme gut schelme seyn, meynte er, wenn es noch zweifelhaft wäre, ob man wohl gar mit gutem gewissen ein schelm seyn könne?

Der mann war desto unpartheyischer, da er *wider sich selbst* zeugte; wiewohl dies freylich eben nicht seine absicht seyn mochte.

Man sieht doch, — sagte eine gewisse *Frau von A.* (die vor fünf und zwanzig jahren für das schönste mädchen unfres Orts gehalten wurde, und seitdem in einer art von besiz vel quasi geblieben war, sich für die *Venus* der stadt und landschaft ** zu halten) — Man sieht doch, sagte sie, indem sie ihre augen mit einer anmuthsvollen verdrehung über den gegenüberhängenden spiegel wegstreifen liefs, und sich ein wenig in die oberlippe bis — wunderbare

bare exempel, wie die menschen sich selbst betrügen können! Hält sich die kleine X. ihrer stumpfnase und ihrer grossen unterlippe zu trotz, nicht für die niedlichste kleine person unter der sonne? Kennen wir nicht Alle die dicke frau von B., die zu Kaiser Carl des VII. zeiten sich so gerne sagen liess, sie sehe der berühmten Montepan wie zwey Tropfen wassers gleich? Thut sie nicht noch immer als ob jeder, der sie ansieht, zum sterben in sie verliebt werden müfste? Warum sollt' es einem heuchler nicht eben so gehen können?

Sich für schön, oder wenigstens für liebenswürdig zu halten, sagte herr D. ist ein sehr natürlicher, und, wie ich vermuthe, allgemeiner glaube junger frauenzimmer. Diejenigen, die es nur in einigem grade sind, hören es überdies so viel und oft, daß ihre bescheidenheit endlich gezwungen ist sich auf die seite der eigenliebe zu schlagen. Indessen überschleicht ein tag den andern. Unvermerkt werden jahre daraus. Man wird dreyssig, man wird vierzig, ohne es gewahr zu werden. Der übergang von einem augenblick zum andern ist so un-

merklich. daß man sich natürlicherweise in jedem noch immer für das hält, was man im vorgehenden war; und so geht es ganz begreiflich zu, daß eine *Venus von zwanzig*, die so nach und nach von augenblick zu augenblick *vierzig* worden ist, noch immer die *nehmliche Venus* zu seyn glaubt.

Was ihre runzeln auch dagegen einwenden mögen — schnarrte die junge Madam C. indem sie einen anspielenden seitenblick auf die frau von A. warf.

Die einwendungen junger runzeln kommen gegen das beglaubte zeugniss von mehr als zwanzig jahren in keine betrachtung, erwiederte herr D. mit dem tone, womit gewisse personen oft den plattesten einfall so geschickt hinzuwerfen wissen, daß er wie witz klingt, und ohne weitere prüfung dafür genommen wird.

Ich bin vollkommen ihrer meynung, sagte der *Tartüffe*. Aber das von Mad. A. angezogene beyspiel, wovon Sie uns einen so guten grund angegeben haben, beweiset, anstatt *wider*, vollkommen *für* meine meynung. Der heuchler muß nothwendig vom
ersten

ersten augenblick an, da er seine kunst zu treiben anfängt, durch alle folgende sich eben so gut bewußt seyn dafs er ein heuchler ist, als die *Frau von B.* sich von kindheit an ihrer schönheit bewußt war. Die folge ist bey beyden die nehmliche. Je älter sie wird, je tiefere wurzeln schlägt bey ihr das bewußtseyn ihrer reizungen; je länger er heuchelt, je mehr stärke gewinnt das innerliche bewußtseyn, dafs er ein ganz andrer mann ist als er scheinen will.

Sollten wir nicht lieber sagen, versetzte herr *D.* es gienge dem heuchler wie einem in seiner profession graugewordenen lügner, der seine lügen so oft für wahr erzählt, bis er sie endlich selbst glaubt?

Richtig, he, he, he, getroffen, herr *D.* getroffen! rief ein ältlicher herr, der vor kurzem zu rathe erwählt worden war, weil ihn die gute mutter Natur mit einem herrlichen vollmondsgeicht und einem stattlichen bauch begünstiget hatte, und weil er auf alles was man sagte ein kopfnicken, ein he, he, he, und ein exempelchen bereit hatte. Erinnern sie sich noch, fuhr er fort, indem er sich unhöflicher-

weise an die frau von *A.* wandte, des magern lungenfichtigen schlossers iacob, den man gemeiniglich nur den *Gadriga* hiefs? Sein sohn, bey dessen ältesten jungen ich gevatter war, erbte die werkstatt, und den namen *Gadriga*, aber eigentlich schrieb sich dieser vom grossvater her, den sich mein seliger vater oft erinnerte in seinem schmutzigen lederwamms und mit seiner hohen schwarzsamtnen pelzmütze, die er mit den hundstagen nicht ablegte, als ein knabe gesehen zu haben. Dieser alte *Gadriga* hatte in seinen jungen jahren lange gewandert, war in Frankreich, und in Holland, und sogar in England gewesen; wie er denn wirklich ein so guter schlösser war, als wir keinen wieder gehabt haben, seitdem wir alle unfre bürgerföhne, so bald sie sich die nase am ermel schneuzen können, *dispensando* ins heurathen pfuschen lassen. Aber wieder auf den alten *Gadriga* zu kommen, so pflegte der, wenn er an sonn- und feyertagen abends mit andern bürgern bey einem krüge bier im wirtshaufe sâß, gemeiniglich von seiner wanderschaft zu erzählen: und wie er in Colmar, und zu Cölln und in Middelburg, und
in

in Delft und Rotterdam gearbeitet, und sich da in frischem hering und lachs und austern dick gefressen, und englisch bier dazu getrunken habe, und wie er in einem grossen boote nach Harwich in England überfahren wollen, und wie das boot mit allen darauf befindlichen personen in einem schrecklichen sturm jämmerlich zu grunde gegangen sey. Zu gutem glücke, fuhr dann *Gadriga* fort, wurd' ich, just da ich vor mattigkeit nicht einen augenblick länger hätte schwimmen können, von einem ungeheuer grossen wallfisch verschluckt. Soll mich dieser und jener, wenn nicht unsre grosse pfarrkirche mit samt dem thurm und den neben - capellen in seinem bauche plaz gehabt hätte! Ich wollt' ihn schritt vor schritt ausgemessen haben, wenn ich vor den vielen mastbäumen und kabeltauen, die er im leibe hatte, hätte fortkommen können. Nun stellt euch einmal vor, Brüder, rief er, wie einem ehrlichen christenmenschen so mutterfeelallein in so einem Sarrazenischen wallfischbauch zu muthe seyn muss! Wasser fand ich da genug für mein lebenslang, aber der henger kätte trinken mögen; es war lauter salz, pech,

schwefel und colofonium! Ich hatte wohl noch ein
 endchen knaster und einen fingerhut voll brandtwein
 in der ficke; aber das reichte nicht weit, wie ihr
 seht; und mich hungerte wie sechshundert wölfe.
 Da war guter rath theuer, nicht wahr? Möchte wohl
 sehen, was solche bursche, wie ihr da, hättet anfan-
 gen wollen, wenn ihr so in einem gewölbe von
 wallfischrippen, jede dicker als ein zimmerbalken,
 gestekt hättet! Aber, poz, wetter! wozu hälft ei-
 nem ehrlichen kerl auch der verstand, wenn einem
 in solchen umständen nichts einfiele? Der wallfisch
 hatte eine leber, wohl so groß wie fünf oder sechs
 von den größten Elsfasser maßschweinen, die ihr in
 euerm leben gesehen habt. 'S war eine schöne fri-
 sche leber, mein feel! das wasser lief mir ins maul,
 wenn ich sie ansah. Ha, denk' ich, wer da eine gu-
 te schüssel leberklöße von dieser wallfischleber hät-
 te! Ihr hättet ihm stücke centnerweis wegschnei-
 den können, ohne dafs ers gewahr worden wäre.
 Zu gutem glücke find ich eine *Baurengans* *) in mei-
 nem

*) Name einer art von taschenmesser, mit hölzernem
 griff in der gegend wo Gadriga lebte.

nem hosenfacke! Ein malterfak voll ducaten und
 doublonen hätte mich nicht so gefreut., — In die-
 sem ton erzählte nun Gadriga fort, wie er feuer in
 des wallfisches bauch angemacht, und sich leberklöß-
 fe dabey gekocht hätte, besser als er sie je in seinem
 leben gegessen; und auf jede frage, die seine zu-
 hörer an ihn thaten, wo er dies und das dazu her-
 genommen, und wie es ihm weiter im wallfisch-
 bauch ergangen, und wie er den weg wieder her-
 ausgefunden, hatte er eine antwort in bereitschaft;
 und wenn ihm dann die ältern bürger ins gesicht
 jachten, schwur er himmel und hölle zusammen,
 daß alles punkt für punkt so wahr wäre wie amen. —
 Nun hören sie nur weiter; denn izt kömmt erst der
 rechte spas von der sache, he, he, he! weswegen
 ich ihnen nehmlich die ganze historie erzählt habe.
 Denn da der ehrliche Gadriga über achtzig jahre alt
 wurde, und alle sonn- und feyertage jahr aus jahr
 ein ins wirthshaus gieng, wo es sehr ofr gelegen-
 heit gab von seiner wanderschaft zu reden: so er-
 zählte Gadriga seine lüge von des wallfisches bauch,
 und von den leberklößen die er sich darinn gekocht.

so viel und oft, daß er sie zuletzt im schlaf hätte erzählen können; und weil die leute, die indeffen nachwuchsen, immer ungläubiger wurden: so log er binnen funfzig jahren nach und nach so viel umstände hinzu, und bekräftigte die wahrheit davon bey jedem worte mit so vielen strafmichgotten, sap-
permenten und legionen teufeln, daß er sie endlich selbst zu glauben anfieng, und in den lezten jahren seines lebens sich darauf hätte fengen und brennen lassen, daß ihm alles von wort zu wort wirklich so begegnet sey. He, he, he! — Woraus dann zu ersehen ist, —

Ihre erzählung hätte nicht passender kommen können, herr E. (unterbrach zu unserm glücke herr D. den dicken Rathsherrn, der sich in die laune zu schwatzen hinein erzählt hatte) Friede sey mit dem alten Gadriga, wo sich seine seele auch befinden mag! Nichts könnte geschickter seyn als sein exempel, um uns begreiflich zu machen, wie ein mann dazu kommen kaun, nicht nur wider seinen eigentlichen vorsatz ein bloß zur lust erfonnenes mährchen für wahrheit zu geben, sondern es zuletzt selbst da-
für

für zu halten. Ich bin gewiss, daß er anfänglich weiter nichts als späs machen wollte. Da er aber unter den zuhörern immer einige mehr oder weniger geneigt fand, seine lüge zu glauben, oder wenigstens sich daran zu belustigen: so war nichts natürlicher als daß ihn die begierde zu *interessiren* und zu *überreden* unvermerkt weiter führte als er eigentlich zu gehen im sinne hatte. Diese allen erzählern so natürliche begierde erwärmt seine einbildungskraft; der widerspruch erhitzt sie immer mehr; die begierde recht zu behalten schürt nach; man überzeugt andre nur nach dem mässe wie man selbst überzeugt scheint; er spricht also immer aus einem stärkern tone; erdichtet immer neue umstände, um seine erzählung wahrscheinlicher zu machen; sie wird es endlich für ihn selbst, wird's mit jeder wiederholung mehr; und zuletzt kömmt heraus, daß er der narr von sich selbst geworden, und der einzige ist, den er mit seiner lüge betrogen hat. Nun dünkt mich (um wieder auf unsern vorigen discurs zu kommen) gerade so wie es dem ehrlichen Gadriga mit seinem mährchen ergieng, könnt' es einem men-

menschen ergehen, der sich einige jahre lang viel mühe gegeben hätte, weiser und tugendhafter zu scheinen als er wirklich wäre. Je größern vorthail er davon hätte, die welt durch diesen angenommenen schein zu hintergehen, und je mehr es ihn mühe und aufmerksamkeit kostete den tugendhaften zu machen: um so natürlicher wär' es, wenn sich seine einbildungskraft endlich ins spiel mischte, und ihn, wenigstens in gewissen augenblicken, beredete, daß er es wirklich fey.

Mir däucht, sagte Madam F. (die nicht gern eine gelegenheit vorbeygehen läßt, wo sie ihre belesetheit in englischen dichtern, wochenschriften und schauspielen anbringen kann) man könnte auf ihren heuchler sehr schiklich eine feine stelle anwenden, die ich heute in Congreys *Lauf der Welt* gelesen habe. Die rede ist von einer gewissen Lady *Wishfort*, die in einem alter, wo ausprüche doppelt lächerlich sind, und mit einer figur, die niemals welche zu machen gehabt hatte, sich noch einfallen liefs auf eroberungen auszugehen. Wirklich erwartet sie einen liebhaber, oder eigentlicher zu reden, einen heu-

heurrather, den die reizungen ihres vermögens herbeygelockt haben, und der sie noch nicht anders als aus ihrem bildnis kennt. Aber unglücklicher weise hat ein heftiger unwillen, in den sie eben über einen ehemaligen Ungetreuen ausgebrochen, ihre morgenarbeit am putztische so übel zugerichtet, daß ihr vor sich selbst graut, wie sie die schreckliche verwüstung im spiegel gewahr wird. „Du mußt *mich wieder zu rechte machen ehe Sir Roland kommt,*“ sagt sie zu ihrer kammerjungfer, „oder *ich werde meinem bildnis schlecht wort halten,*“ — Sorgen sie nicht, gnädige frau, (spricht die jungfer) ein bischen kunst machte daß ihr bild *Ihnen* ähnlich sah; nun muß ein bischen von der nehmlichen kunst machen, daß Sie *Ihrem bilde* ähnlich sehen.

Wir waren so gerecht oder so höflich die anwendung sinnreich und passend zu finden; und ungefehr in diesem tone wurde das gespräch noch eine weile fortgesetzt, bis jemand bemerkte, daß ich der einzige in der gesellschaft wäre, der seine meynung noch nicht gesagt hätte. Man wollte sich nicht damit abspeisen lassen, daß ich versicherte, ich fände,

es wäre bereits viel gutes über die frage gesagt worden. Ich sollte mich schlechterdings erklären, ob ich sie mit Ja oder Nein beantwortete.

Ich gestund : dafs ich kein bedenken trüge, mich auf die seite der wahrheit zu stellen, die in dieser gesellschaft sich für bejahung der frage zu erklären scheine.

Der *Tartüffe* sagte; er hoffe, dafs ich schärfere beweise würde zu geben haben, als die bisher auf die bahn gekommen wären.

Ich halte es für etwas ganz ausgemachtes, erwiederte ich, dafs — (nur sehr wenige schneeweisse seelen, die ich für grofse *seltenheiten* in der menschlichen natur ansehe, vielleicht ausgenommen) — die allermeisten von einem geheimen bestreben, weniger unvollkommen *scheinen* zu wollen als sie sind, nicht frey gesprochen werden können. Ich sehe dies geheime bestreben als eine art von Instinkt an, wodurch die Natur in einem jeden unter uns arbeitet, uns mit den übrigen, von welchen wir entweder wirklich übertroffen, oder unbilliger weise übervortheilt werden, soviel möglich in wagerechten stand

zu setzen. Doch, was auch die ursache seyn mag, das Faktum hat unstreitig seinen grund; und in so ferne möchte sich das bekannte *omnis homo mendax* ganz richtig übersetzen lassen: alle menschen sind heuchler. Mehr oder weniger macht wohl auch hierin, wie in allem andern, den unterschied. Da man aber in diesem sinne von jedem menschen alles, was sich von irgend einem menschen sagen läßt, sagen könnte (denn aus dem nehmlichen grunde, warum alle menschen heuchler sind, sind auch alle menschen narren, wollüstige, geizhälfe, diebe, mörder, u. s. w.) so enthält man sich solcher sätze, die nach dem gemeinen sprachgebrauche zuviel sagen, lieber gänzlich, und läßt es dabey bewenden, daß — wie wohl alle menschen mehr oder weniger zum heucheln geneigt sind — doch nur derjenige ein heuchler heist, der es in einem so hohen grade ist, daß wir andern, mit ihm verglichen, aufrichtige leute sind; oder, der aus dem, was bey uns andern ein bloßer ziemlich unschuldiger naturtrieb unsre blöße zu verbergen, oder zu scheinen was wir zu seyn wünschen, ist, eine kunst gemacht hat, die er in

der

der unedeln absicht treibt, andre zu seinem vorthail, und fast immer zu ihrem oder eines dritten schaden zu hintergehen.

Indessen scheint mir die vorerwähnte erfahrungswahrheit hier doch zu etwas gut zu seyn; nemlich uns einigermaßen begreiflich zu machen, *wie man ein heuchler werden könne ohne es zu wissen.* Wir brauchen darüber niemand zu fragen als — uns selbst. Nichts ist heimlicher und leiser als die in unserm innersten nie ruhenden wirkungen der eigenliebe. Es ist als ob sie erröthe über der that ertappt zu werden, und sich deswegen in die dunkelsten winkel des herzens verberge, um da ihr wesen ungestört treiben zu können. Da nun wenige menschen zeit und gelegenheit haben, sie bis dahin zu verfolgen, und noch wenigere mit ihren geistesaugen im *dunkeln* sehen können: was wunder, daß die meisten unzählichemal von ihr hintergangen werden, und sich ganz treuherzig bereden lassen: daß es bald diese, bald jene tugend oder edle und schöne gesinnung sey, die dies oder jenes in ihnen thue oder nicht thue; da es doch, beym lichte besehen, immer

mer nur die ewige eigenliebe ist, die bald unter dieser bald unter jener maske alles thut; und eben darum desto besser spiel dabey hat, weil wir sie immer maskirt, nie in ihrer eignen gestalt sehen.

Es sollte mir vielleicht nicht unmöglich seyn, (sezte ich hinzu) aus diesen und einigen andern sehr bekannten bemerkungen, durch gehörige entwicklung, deutlich zu machen, wie sogar ein mensch, dessen ganzes leben eine immerwährende lüge wäre, es endlich dahin bringen könnte, sich selbst für einen ehrlichen mann zu halten. Aber werden sie nicht unruhig; ich weifs zu wohl, was ich einer so guten gesellschaft schuldig bin, um sie mit metaphysisch - moralischen Deduktionen, dem langweiligsten unter allen schlafmachenden mitteln, einzuschläfern.

Die Damen, welche glaubten, [dass ich ihrem verstande ein schlechtes compliment gemacht hätte, waren die ersten, die darauf drangen, dass ich meine deduktion, auf gefahr was daraus entstehen könnte, führen sollte. Die Herren, besonders der *Tartüff*, (der sich einbilden mochte ich suche nur eine

ausflucht, um nicht beym worte genommen zu werden) machten Chorus mit ihnen; den dicken rathsherrn ausgenommen, der im friede seine pfeife rauchte und die sache Gott befohl.

Lassen sie sich einen vorschlag zur güte thun, sagte ich endlich: ich haffe die Deduktionen in solchen materien wie die hölle. Aber ich will ihnen eine geschichte erzählen, die sich ganz vortreflich zu unserm discurse schickt, und woran sie wenigstens viel sanfter sollen einschlummern können, als an einer akademischen abhandlung.

Eine geschichte? rief der rathsherr aus seinem lehnstuhl, indem er mit der einen hand die pfeife aus dem munde nahm, und mit der andern auf seinen bauch klopfte; — gut, die sollen sie uns erzählen! Ich liebe die historie. Ein schönes studium! Und, man sage mir was man will, es lassen sich wahrlich *recht gute Moralen* daraus ziehen, wenn man sie mit bedacht liest! Erzählen sie immer, junger herr, erzählen sie! Und wenn auch hier und da ein schwänkchen mit unterlieffe — sie verstehen mich

mich? He, he, he! 's hat nichts zu sagen! bleibt alles unter uns! Und die damen — die können ja die augen zumachen, he, he, he!

Wir ergeben uns dem herin P. auf discretion, sagte die frau von A.

Alle übrigen stimmten ein. Nur vergessen sie nicht (raunte mir der *Tartüff* mit einem zweydeutigem lächeln zu, wobey er gewöhnlich seine spitzi-ge nase ein wenig zu rümpfen pflegte) daß es schwer seyn wird, uns auf den *Gadriga* etwas zu geben, das sich noch hören lasse.

Da ich meinen freund S. dazu vermocht hatte mir die vorstehende Conversation mitzutheilen; so kan man leicht denken, daß ich ihm die geschichte, womit er seine gesellschaft zu unterhalten versprochen hatte, nicht geschenkt haben werde. Wie viel auch beydes, indem ich es ihm hier, soviel möglich in seiner manier, nacherzähle, von der anmuth des mündlichen vortrags verlohren hat, so ist mir

doch mein gedächtnis in allem was die *facta* und umstände betrifft, getreu geblieben, und ich bereue die zeit, die ich darauf verwandt habe, um so weniger; da ich in Bonifaz Schleichers Jugendgeschichte — außer dem, daß sie ein nicht verächtliches *sittengemälde* aus der mitte unsers jahrhunderts, wozu die originale in gewissen teutschen provinzen überall zu finden waren, aufstellt — eine hinlängliche und befriedigende auflösung der eingangserwähnten moralischen aufgabe zu finden glaube. Hier ist also die erzählung meines freundes!

Bonifaz Schleicher ist der jüngste von elf söhnen eines ritterschaftlichen beamten zu T. im Canton **. Von seinen eltern ist, außer ihrem verhältnis gegen ihn, eben nicht viel merkwürdiges zu sagen. Es waren ganz alltägliche leute, deren begriffe sich niemals über den engen kreis ihrer eigenen existenz ausgedehnt hatten; und denen in ihrem ganzen leben nicht das geringste davon ahnete, daß, außer dem was sie selbst unmittelbar betraf,

betraf, noch etwas ihrer theilnehmung würdiges seyn oder vorgehen könnte. Der sittliche zustand unsers lieben teutschen vaterlandes und des ganzen Europa gieng während ihrer zeit durch viele merkliche verbesserungen und verschlimmerungen; grofse entdeckungen in wissenschaften und künsten wurden gemacht; neue systeme und hypothesen in der philosophie auf und abgebracht: grofse geister in allen arten, thaten sich zugleich und nach einander hervor, rangen miteinander, verdrängten einander, wirkten mancherley gute und schlimme veränderungen in der denkart und dem geschmak ihrer zeitgenossen; alte vorurtheile und thorheiten wurden abgeschafft und neue kamen an deren stelle: kurz, der schauplaz der welt veränderte sich alle augenblicke, ohne dafs der herr *Oberamtmann Schleicher*, zu T. im Canton * * das mindeste von allem diesem gewahr wurde. Er wartete mit grofser regelmässigkeit seine gerichtstage ab, stellte seine rechnungen, bezog mit der äufsersten genauigkeit seine gefälle und accidenzien, hielt streng über observanz und altem herkommen, schôr mit aller gebühren-

den legalität seine bauern, plagte seinen pfarrer, und sah seinen gnädigen herrn für einen von den *Grossen dieser welt* an, an dessen daseyn, hohem wohlfinden, und hochfreyherrlichen rechten und gerechtsamen dem ganzen erdenkreise mächtig viel gelegen sey — wohnte übrigens seiner frau als ein guter Christ ordentlich und regelmäfsig bey; that alle sonn- und feyertage seinen guten schlaf in der predigt; liefs zwanzig jahre hinter einander jährlich ein bis zwey kinder taufen; begrub die meisten davon wieder; schmauchte den ganzen tag seine pfeife, und brachte alle wochen zwey abende in gesellschaft einiger nachbarn damit zu, über den korn- und viehpreis, die balance von Europa, die grenzstreitigkeiten von Pohlen, und die Mark- und Iurisdictions - Streitigkeiten des herrn von Z. mit der stadt Y. oder andere solche welthandel zu sprechen — hernach den Pagad zu jagen — und endlich, bey wildbraten und salat, in gutem altem landwein alle in seiner gegend seit undenklichen zeiten hergebrachte und observanzmäfsige politische, patriotische, ökonomische, gesellschaftliche, freundschaftliche, ernst-

ernsthafte, lustige und zweydeutige gesundheiten aufzubringen und mitzutrinken: bis gegen mitternacht seine gäste, sämtlich wohlbezechet, ihren abschied nahmen, und er selbst von seiner getreuen Penelope, mit hülfe der stubenmagd und des hausknechtes, zu seiner ruhestätte gebracht wurde.

Was die *Frau Oberamtmännin* betrifft, so war sie eine grofse, dicke, kupfernasige frau, die immer in bewegung war, den ganzen tag mit ihrem gesinde und den kindern schalt, scharf über ihrem rang hielt, sich, mit einer höchstlächerlichen mischung von eitelkeit und sparsamkeit, aber immer, wie sie glaubte, nach der neuesten mode kleidete, und darüber mit zwey oder drey kammerjungfern benachbarter Damen in correspondenz stand; sich gern von jungen offizieren schön thun liefs, gar züchtiglich schmunzelte wenn sie ihr *galante* zweydeutigkeiten sagten, sich piquierte eine frau von lebensart und verstand zu seyn, alle haus- anekdoten und ärgerliche histörchen, von mehr als hundert familien in der runde, sammelte und im kreislauf erhielt;

und übrigens gar keinen begriff davon hatte, daß außer der bibel, ihrem gefang- und communionbuch, dem calender, dem klugen beamten, der In-fel Felsenburg, und den gesprächen im reich der todten (welche die bibliothek ihres mannes ausmachten) noch irgend ein andres gedrucktes buch in der welt seyn könnte.

Es ist nicht sehr zu vermuthen, daß die Natur einen menschen, mit dem sie etwas grosses vorhätte, gerade solchen leutchen, wie herr amtmann Schleicher und seine gemahlin, zu verfertigen geben sollte. Aber bey unserm *Bonifaz* kam noch dazu, daß er unter den drey und zwanzig kindern, die seine eltern in rechtmässigem ehebette mit einander erzeugt hatten, das letzte war. Ein umstand, der zweer ursachen wegen merkwürdig ist: erstlich, weil wahrscheinlicher weise bey solcher bewandniss der sache weder stoff, noch form, noch arbeit viel an ihm taugen konnte. (*); und zweytens weil er dem-unge-

(*) Man giebt gerne zu, daß dies, sonderlich bey eltern aus dem vorigen jahrhundert, seine ausnahmen leiden mag.

ungeachtet der *Liebling* seiner eltern war, und daher von der wiege an so vollständig verzärtelt wurde, als nur immer hätte geschehen können, wenn er zum erben von Cilicia, Paphlagonia, Myfia, Phrygia und Pamphilia wäre gebohren gewesen.

Der kleine *Bonifaz* war bey allem dem ein ganz hübsches blondes kraushärichtes bübchen; lernte bald gehen und reden, plapperte den ganzen tag, hatte einfälle, neckte gern seine brüder und schwestern; war aber dabey ein greulicher Heuler, und schrie und winselte gleich erbärmlich, wenn ihm eines von seinen geschwistern, die ihm an alter die nächsten waren, etwa für die ewigen plagen so er ihnen anthat einen kleinen schlag gab, oder auch nur eine faust gegen ihn machte.

Alle diese eigenschaften rechtfertigten in den augen der frau oberamtswäin ihre unmäßige liebe zu dem holden *Bonifazchen*, welcher (wie sie alle augenblicke bemerkte) der artigste, gescheueste, drollichste und sinnreichste junge wäre, der jemals kindsbrey gegessen und an einem schnuller gesuckelt

hätte. Besonders rühmte man an ihm sein gutes herz; weil er sich nie wehrte, wenn er händel mit seinen brüdern oder schwestern bekam, (wozu freylich er selbst fast immer die ursache gab) sondern sich begnügte, ihnen entweder durch sein geheul und wehklagen schläge von der mutter zuzuziehen; oder eine gelegenheit abzulauren, wo er ihnen, ohne daß sie wußten wer's gethan hatte, einen poffen spielen konnte. Ausserdem hatte seine zärtliche mama den trost, zu sehen daß sich ihr lieber kleiner *Bonifaz* nie in einige gefahr begeben würde, die ihr mütterliches herz durch besorgniß für sein theures leben ängstigen könnte. Denn der bube war so hasenherzig, daß er sich noch im sechsten jahre vor seinem eignen schatten fürchtete; und die furcht zu fallen oder sich wehzuthun hielt ihn immer von allen seinem geschlechte zuständigen übungen ab. Ueber einen graben zu springen, auf einen baum zu klettern, oder nur über einen zaun zu steigen, waren Herkulesarbeiten in seinen augen, vor deren blossem anblick er an allen gliedern zitterte.

Natür-

Natürlicher weise flöfste diese feigheit seinen brüdern und den übrigen knaben im dorfe herzliche verachtung gegen Bonifazen ein, der sich immer von ihnen absonderte, und dafür mit den kleinen mädchen *Versteckens*, *Frau Sonn*, *Grad oder Ungrad*, und dergleichen spielchen spielte; oder, wenn er auch mit den jungen lief, zu nichts in der welt gut war, als den spion zu machen, und vater und mutter alles was man getrieben hatte, und oft mehr dazu, wiederzusagen. Allein auch diese eigenschaften wurden ihm von seiner albernen frau mama als eben so viel verdienste angerechnet; anstatt dafs eine kluge mutter darinn den keim des künftigen schurken entdeckt, und an dessen möglichster erstickung gearbeitet hätte. Seine brüder verlohren immer bey der vergleichung mit ihm; immer wurde ihnen *Bonifazchen* als ein muster vorgestellt, dessen tugenden ihre unarten und laster beschämten. Sie waren so leichtfertig, so wild! liefen immer im felde herum, stellten immer etwas an worüber klage einlief, rauchten und balgten sich immer bald aus muthwillen bald im ernste mit den andern

hern buben, u. f. w. Er hingegen war so sittsam, so wacker, so unschuldig, so folgsam! liefs sich nie von ihnen verführen, an ihren bosheiten (wie man's zu nennen beliebte) antheil zu nehmen, und bewies sein gerechtes missfallen daran, indem er sie aus purer liebe und wohlmeynung den eltern oder dem hofmeister verrieth. Kurz, Bonifazchen hörte sich immer wegen solcher Handlungen loben, für die er von rechtswegen hätte die ruthe kriegen oder ans katzentischchen gesetzt werden sollen.

Bey einem jungen, den die natur selbst schon so angelegt hatte, dafs, auch im glücklichsten falle, höchstens ein leidlicher — schneider aus ihm werden konnte, mußte eine so sinnlose art von moralischer erziehung nothwendig mancherley schlimme folgen haben. Bey seinen brüdern, die um feinetwillen so oft leiden mußten, verwandelte sich die verachtung gegen den, der nichts mitmachen konnte, endlich in hafs gegen den verräther. Sie schlossen ihn von allen ihren spielen, anschlügen und unternehmungen gänzlich aus, jagten ihn fort wenn er sich etwan hinzuschleichen wollte, und
brauchte

brauchten immer alle mögliche vorsicht, damit er
 nie erführe was sie vorhätten. Dieses verfahren
 reizte den buben auf mittel zu denken wie er dem-
 ungeachtet hinter ihre kleinen geheimnisse kommen
 könnte. Sein instinkt liefs ihn nicht lange unbe-
 rathen. Er hatte sich durch seine furchtsamkeit
 einen schleichenden gang angewöhnt, und war da-
 bey von natur mit sehr feinen ohren begabt. Durch
 die gelegenheiten, die ihm seine brüder gaben
 diese talente zu entwickeln, bracht' er es in kur-
 zem in der kunst auf den zehen zu schleichen, durch
 schlüffellöcher zu gucken, und vor den thüren
 oder in einem winkel, wo ihn niemand vermuthe-
 te, zu horchen, zu einer bewundernswürdigen
 fertigkeit; und da gewohnheit endlich zur an-
 dern natur wird, so blieb ihm auch diese so lang er
 lebte. Er behielt immer den schleichenden gang,
 spizte und rekte immer die ohren auf alle seiten
 und konnte unmöglich ein pâr leute miteinander
 reden sehen, ohne dafs er einen unüberwindlichen
 trieb in sich fühlte zu wissen was sie redeten. In
 solchen fällen wufste er, nach der lage des orts und

Befchaffenheit der umstände, entweder in Spiralklinien oder Asymptoten, ihnen unvermerkt mit einem feiner lauschenden ohren nahe genug zu kommen, um wenigstens soviel einzelne worte zu erschnap-
pen, daß er durch muthmaßsliche combinationen (worinn er ein großer meister war) herausbringen konnte, wovon wohl die rede seyn, oder was sie im schilde führen möchten.

Die natürliche schwäche des kleinen Bonifaz; die überschwängliche sorgfalt womit er von der wiegen an verzärtelt worden war; und das unverständige mitleiden, so er immer über dem geringsten zufall oder wehklagen bey seiner mutter fand: alles dies gab ihm eine unartige reizbarkeit, die so weit gieng, daß man ihn nicht schief ansehen noch mit dem ellenbogen anrühren durfte, ohne daß er gleich ein jammergeficht zu machen und zu heulen anfieng. So wie er nun heranwuchs, und die miss-
helligkeiten zwischen ihm und seinen brüdern zunah-
men, häuften sich auch die vorgeblichen oder wirk-
lichen beleidigungen, die ihm die letztern zufügten;
und wenn er dann zu vater oder mutter lief, und
ih.

ihnen durch sein klagen und weinen strafe zuzog: so war der ganze vorthail, den er davon hatte, dieser, dass sie ihm alle ohrfeigen, schläge und rippenstöße, die sie um seinerwillen empfingen, bey der ersten gelegenheit doppelt wieder gaben. Wie er nun merkte, dass er auf diesem wege mehr verlohrt als gewann: so sann er auf mittel, seine rachebegierde durch *Hinterlist*, und so, dass man ihm nicht zu leibe gehen könnte, san ihnen auszulassen. Er lernte seinen groll meisterlich verbergen; aber wenn sie glaubten, sie stünden am besten mit ihm: so spielte er ihnen irgend einen tückischen streich, und wusste es dabey immer so fein anzugeben, dass der verdacht auf einen andern fiel.

Diese art sich die wollust der rache zu verschaffen hatte einen dreyfachen vorthail: sie war mit sicherheit für seine kleine person, die er über alles liebte, verknüpft; sie gab ihm häufige gelegenheit, sich selbst zu seinen erfindungen glück zu wünschen, und sich für einen sinnreichen verschmitzten kopf, in vergleichung mit den kalbsköpfen seinen brüdern zu halten, die eh sie sichs versahen, wieder eins auf
die

die nase kriegten, ohne zu sehen, wo der schlag herkam; und er erhielt sich dabey im besiz des ruhmes eines gutartigen friedliebenden knabens, und aller damit verbundnen nutzungen und nießungen; wenigstens so lange seine mutter lebte. Es war also sehr natürlich, daß er auch in dieser kunst nach und nach ein eben so großer meister wurde, als in der kunst zu schleichen und zu horchen.

Bonifazchen war nun ein knabe von elf bis zwölf jahren geworden, und, wie wir sehen, ein hoffnungsvoller knabe: weichlich, feigherzig, einbildisch, selbstisch, rachgierig, falsch und tückisch; und dünkte sich mit allen diesen schönen eigenschaften nicht um ein här schlimmer. Im gegentheile, da er von kindheit an seinen brüdern vorgezogen, und unzählige mal um eben dieser besagten eigenschaften willen angelächelt, geküßt, gelobt und belohnt worden war: so hatte dadurch, nicht nur überhaupt das natürliche wohlgefallen eines menschen an sich selbst bey ihm unendlich viele nahrung bekommen; sondern es verband sich auch nothwendig mit den niederträchtigen und strafbaren handlungen, die an ihm

ihm gelobt wurden, der begriff der ehre und des verdienstes in seinem gehirne; er gewöhnte sich an, seine sinnliche weichherzigkeit für güte, seine feigheit für behutsamkeit, seinen hochmuth für ehrliche, seine ränkesucht und arglist für witz und klugheit zu halten. Kurz Bonifazchen war in seinem zwölften jahre bereits ein ausgemachter kleiner schurke, ohne dafs ihm nur der mindeste argwohn darüber in den sinn kam.

Noch eine böse folge der unverständigen liebe seiner mutter zu ihm war diese: dafs der junge, weil ihm in allen händeln mit seinen geschwistern fast immer recht gegeben wurde, sich unvermerkt eine mechanische fertigkeit zuzog, zu glauben dafs er immer recht habe, und folglich bey allen gelegenheiten immer recht haben zu wollen. Bey der ungemainen lebhaftigkeit seiner eigenliebe, und der wenigen stärke seines kopfes war dies die schlimmste aller unarten, die er sich in seiner kindheit angewöhnt hatte; sie machte nicht nur alle seine übrigen untugenden unheilbar: sondern gab ihm auch eine so verzweifelte schiefheit, und versperrte der wahr-

Wielands kl. profais. Schrift, I, B. D, heit

heit alle zugänge zu seiner seele so sehr, daß er zuletzt gegen wahr und falsch völlig gleichgültig wurde; oder vielmehr, daß es ihm zur natur wurde, mit gänzlicher beruhigung seiner seele zu glauben, eine sache sey alsbald wahr oder falsch, *so bald er sie dafür halte.*

Aus diesem ganz simplen gründe wird auf einmal begreiflich, wie es möglich war, daß Bonifaz Schleicher sein ganzes leben durch, sich selbst, trotz allen seinen verächtlichen eigenschaften, für einen sehr edeln, moralischen und untadelichen mann, und jeden, der seinen eigensüchtigen entwürfen und ränken im wege stand, mit der innigsten überzeugung seines herzens für einen sehr schlimmen menschen ansah. *Es war seinem eigendünkel, und seinen übrigen selbstischen leidenschaften gemäfs, so zu glauben; er glaubte es also; und weil er's glaubte, so war's so; wenigstens war's für ihn so, und sein interesse foderte, soviel möglich jederman auch glauben zu machen, daß es so sey.* Und wer dann nicht so denken und glauben wollte oder konnte, hatte unrecht, war sein feind und widersacher, und wurde

de,

de, als ein böser gefährlicher mensch, aus allen kräften, bey aller gelegenheit, mit worten und werken von ihm verfolgt. Denn Bonifazius war (in seinem wahne) ein tugendhafter mann und guter christ, der alle böse menschen (d. i. alle die nicht so gut von ihm dachten als er selbst) hafte, als leute, denen er, wie dem teufel und allen seinen werken und wesen, in seinem taufbund entsagt hatte. — Doch wieder zur geschichte seiner ersten jugend!

Weil herr amtmann Schleicher auf dem lande wohnte, und von der nächsten stadt (die obnehin nur eine schlechte trivialschule hatte) über drey stunden weit entfernt war, so hielt er seinen kindern einen hauslehrer, oder sogenannten hofmeister. Es war ein Candidatus Theologiae, wie man's nennte, ein ziemlich wohlgewachsener, gesunder, starker bengel, der in T. und L. logik und metapysik, dogmatik, polemik, moral, kirchenhistorie, und, weil es damals mode zu werden anfieng, auch ein collegium über die schönen wissenschaften gehört — von allem diesem, vielleicht zu seinem glücke, soviel

als nichts gelernt — der tochter in dem bürger-
 haufe, wo er wohnte, die taille verderbt, — und
 sich übrigens, für einen studiosum Theologiae, so
 ziemlich ehrbar aufgeführt hatte. Weil er nun,
 nachdem er absolviert und in patriam zurückgekom-
 men, bey seinem vater (einem ehrlichen aber mit
 vielen kindern beladnen schuhflicker in N.) nichts zu
 essen fand: hatte er sich, in erwartung eines bessern,
 bey hrn. amtmann Schleichern als hauslehrer ver-
 dungen, mit der hofnung durch vorschub des letz-
 tern den pfarrdienst zu B^{***} nach dem ableben des
 alten pastoris loci zu erhalten. Der Candidat hieß
 Thomas Schrager; gieng fleissig mit seinem herrn
 patron, oder allein mit seinem hund, auf die hühner
 und entenjagd, schäckerte gern mit den mädchen
 und jungen weibern im dorfe wenn sie heu und
 flachs dörreten, und wurde von jedermann, den
 herrn amtmann selbst ausgenommen, (wie die welt
 böse ist) in verdacht gehalten, dafs er mit der frau
 amtmännin etwas vertrauter lebte als seine schuldig-
 keit war, und wohl gar an der fruchtbarkeit ihrer
 letzten jahre einigen antheil gehabt haben könnte.

Unter diesem hofmeister gieng es nun dem kleinen Bonifaz (der etwann sechs bis sieben jahre alt war, da er unter seine aufficht kam) so gut als er sichs nur wünschen konnte. Denn weil Bonifazchen der liebbling seiner mutter, und überdies ein sehr schmeichlerisches bübchen war, und die kleinen botschaften zwischen Mama und herrn Thomas, wozu man ihn brauchte, mit großer schlaueit auszurichten wußte: so war er sicher, daß er ungestraft faulenzten, den ganzen tag in der küche herumnistern, mit dem gänsemädchen poffen treiben, seine geschwister plagen, lügen, naschen, schleichen, horchen, kurz so unartig seyn durfte als ihm beliebte. Indessen, weil der junge in seiner kindheit ein gutes gedächtnis hatte und eine sache leicht faßte: so bracht er es demungeachtet so weit, daß er in seinem zwölften jahre teutsch und lateinisch lesen, leidlich schreiben, und in Erasmi Colloquiis die leichtesten ganz fertig exponiren konnte; welches alles ihm dann bey seinen hochwerthen eltern und ganzer hochansehnlicher verwandtschaft, wie leicht zu erachten, bey jeder gelegenheit nachgerühmt und zu großem verdienst angerechnet wurde.

Unglücklicher weise für Bonifazen, starb um diese zeit seine liebe mutter, und Thomas Schrager wurde wenige monate darauf zum pfarrerdienst in B*** befördert.

Herr amtmann Schleicher befand sich nun in seinem acht und funfzigsten jahre, mit einem sehr grossen wanst und sehr wenig thätigkeit, ohne frau und mit fünf noch unerzognen kindern, an der spitze einer ziemlich weitläuftigen wirthschaft. Nun hatte er zwar, ausser den fünfen, noch eine tochter zu hause, die bereits das achtzehnte jahr zurückgelegt hatte, und sowohl alters als verstandes halben seiner haushaltung, unter väterlicher obacht, ganz wohl hätte vorstehen können. Allein des mädchens jugend, und seine amtsgeschäfte, die ihm (wie er seit dreissig jahren zu glauben und zu sagen gewohnt war, ohne die sache jemals genau untersucht zu haben) nicht erlaubten sich mit seiner eigenen oekonomie zu placken, hatten ihm zum vorwande gedient, eine art von Basen zu sich zu nehmen, *frau Gar-*
mundin genannt; eine person, die zwar bereits über funfzig frühlinge gesehen hatte, aber doch bey ei-

ner

ner starken und gefunden leibesbeschaffenheit und einer gemüthsart, die durch theilnehmung an irgend einem wesen aufser ihr selbst niemals angegriffen worden war, noch frisch genug ausfah, um ohne grofse unschicklichkeit nur zwey und vierzig zu gestehen. Diese person erlangte in kurzem unumschränkte gewalt über das ganze haus. Der herr amtmann, der seines lebens rest soviel möglich in ruhe zubringen wollte, nahm sich, gleich Epikurs Göttern, keines dinges an; afs, trank und schlief; rauchte, in einen wohlgepolsterten grofsvaterstuhl hingestreckt, seine pfeiffe, las die zeitungen oder die geschichte der Insel Felsenburg, und wiesf jedermann an seinen schreiber und an frau Garmundin. Weil er nun, nach abgang des hrn. Thomas Schragers einen andern hofmeister für seine söhne brauchte: so nahm er, auf empfehlung der Dame Garmund, einen bruder ihres vor einigen jahren verstorbenen mannes dazu an; einen alten Candidaten des h. predigamts, der aus mancherley ursachen bisher immer ohne dienst geblieben war, wiewohl er in der gegend umher für einen gelehrten mann und für einen der

besten disputierer im ganzen lande passierte. Er hiefs *Magister Samuel Lebrecht Spitzelius*: war ein mann von mittlerer gröfse, etwas hager, hatte ein sehr langes schmales gesicht, eine kurze flache stirne, dicke augbrauen, deren zug so ziemlich einem griechischen circumflex ähnlich sah, eine über die lippen herabwinkende nase, grünliche, weithervorstehende und ein wenig schielende augen, einen mund der gar nicht wufste was lächeln war — kurz, sein gesicht hatte alles was zu einem gesichte gehört, dem man gerne aus dem wege geht. Böse leute sagten: frau Garmundin, weil ihr der ruf, worinn die wohlseelige frau amtmännin mit dem vorigen Informator gestanden, nicht unbekannt gewesen sey, hätte mit gutem bedacht ein subjekt ausersehen, dessen erster anblick den lästerzungen sogleich allen gift benehme; und hätte es um so leichter thun können, sagten sie, weil der schreiber ein hübscher rüstiger mensch wäre; zudem auch des alten rentmeisters substitut — und was dergleichen reden mehr waren. Wie dem nun seyn mochte, genug magister Spitzelius war in diesem und allen andern punkten der vollkommene gegenfüßler

ler von Thomas Schrager. Ein ernsthafter, nüchterner, förmlicher, strenger mann, der alles sehr genau nahm, alles nach regeln that, und den kopf voll definitionen, lehrsätze, heischesätze und corollarien hatte, nach denen er alles was ihm vorkam, ohne verschonen und ausnahme, classificierte, benahmsete, bejahete oder verneinte, billigte oder verwarf. Daher kam es nun, daß der ehrliche mann beynahe nichts in der welt nach seinem sinne fand. Alles, sonderlich die menschen und all ihr thun und lassen, dichten und trachten, hätte nach seinem system anders seyn sollen als es von jeher war. Von der unendlichen mannichfaltigkeit der innern anlage, vom einfluß der äufsern umstände, von den unzähligen mitteltinten und schattierungen, in welchen wahres und falsches, gutes und böses, ewig bey einzelnen menschen zusammenfließt, von der magie der einbildungskraft und der leideuschaften, und von der großen wahrheit, „daß alles was ist, gerade so ist, wie es, zur zeit da es ist, seyn kann,“ — hatte meister Samuel Lebrecht Spizelius nicht den mindesten begriff. Für ihn war alles wahr oder falsch, gut oder böse, so wie ein

metaphysisches ding entweder A oder nicht A ist. *Wahr* nannte er alles, was er aus seinem system beweisen konnte, *falsch*, alles was nicht in sein system passte: *Böse*, alles was durch *positives* gesetz im ausgedehntesten sinne bey strafe verboten; *gut*, alles was geboten und worauf eine belohnung gesetzt war. Daher die unbiegsamste hartnäckigkeit und intolerance in seinen meynungen, und eine mehr als mönchische austerität in seiner moral. Den stoischen satz, alle sünden sind gleich, führte er immer im munde. Gegen die Natur hatte er einen unendlichen widerwillen. Er hielt sie für grundverderbt, zumal im *Menschen*, dessen herz, seiner meynung nach, ein abgrund alles bösen war; so daß die hälfte der erziehung in ewigem jätten und ausrotten, abschneiden und ausbrennen des verdammten unkrauts von trieben, neigungen und leidenschaften, die wir unfeliger weise aus mutterleibe mitbringen, bestehen müßte. Dies mag genug seyn, ihnen einen begriff von der denkart dieses mannes zu machen; der übrigens ein guter Lateiner, und ein furchtbarer kämpfer gegen alle Dissenters, ketzer, naturalisten und deisten war, anbey viel von verstopfungen im

unterlaube litt, und mit einigem schein beschuldigt wurde, ein *Weiberhasser* zu seyn.

Bonifazchen spürte bald den unterschied zwischen diesem und seinem vorigen informator; und es war ihm gar nicht heimlich dabey. Denn zum unglück fand er in frau Garmundin die zärtliche beschützerin und sichre Zuflucht nicht, die er immer in seiner lieben mama gefunden hatte. Sich unter seinen vater zu verkriechen, daran war gar nicht zu gedenken; der hatte ihn, ohne vorbehalt, der zuchtruthe des herrn M. Spitzelius untergeben. „Es ist ein verzärtelter junge, pflegte der herr Amtmann öfters zu sagen; er war immer das muttersöhnchen; ich mochte reden was ich wollte, alles was *Bonifazchen* that, war wohl gethan — 'S ist hohe zeit, daß dem buben der kopf gebrochen wird.“

Hierzu war nun magister Spitzelius gerade der rechte mann. Aber *Bonifazchen* war schlau, und liefs es nicht so weit kommen. Die furcht vor der Spitzelischen zuchtruthe, die er etliche mal reichlich gekostet hatte, brachte ihn plötzlich zu einer völligen

gen

gen Änderung seines lebenswandels. Er übertraf also seine geschwister an fleiß, biegsamkeit und gehorsam; wußte immer seine lection am baldesten auswendig; lernte bald seines meisters sprache, manieren und sittenregeln; bildete sich nach ihm, vermied ängstlich alles was ihm verweis und züchtigung hätte zuziehen können; war ehrbar, ernsthaft und still in seinem betragen; und brachte es denn auch, wie natürlich, auf diesem guten wege dahin, daß Spitzelius sehr wohl mit ihm zufrieden war, und ihm von zeit zu zeit vor dem vater und andern verwandten oder fremden personen, die ins haus kamen, lobsprüche ertheilte, an denen sich die eitelkeit des kleinen Bonifaz nicht wenig kützelte. Im grunde aber blieb er nicht nur ein so böser bube als zuvor, sondern wurde täglich schlimmer und schlimmer. Denn nun hatte er die schönste gelegenheit, sich vollends zum *heuchler* auszubilden, indem er sich *die moralische und religiöse Phraseologie* seines lehrmeisters angewöhnte, dessen herbe sitten in seinem äußerlichen copierte; mit unverständiger strenge über alles, was nicht nach seinem leisten zuge-

schnitt-

schnitten war, urtheilen lernte, in der geschicklichkeit, seine laster mit dem nahmen und schein der tugend zu schminken, täglich zunahm; und überdies noch eine grofse fertigkeit erlangte, moral und religion zu schwatzen, ohne das geringste dabey zu fühlen noch zu denken.

Auch sein talent im schleichen und horchen vergrub er unter diesem neuen Mentor nicht. Denn da seine beyden brüder wilde jungen waren, und mit den übrigen zum theil ältern buben im dorfe, auch wohl mit den gröfsern mädchen, allerley muthwillen und kälbercy vorhatten; Spitzelius aber alle diese ausbrüche der natur für satanische bosheit und schreckliche sünden hielt, die er, ohne sich deren theilhaft zu machen, nicht ungestraft lassen könnte, sondern mit einsperren, hungern, ruthe, stecken und karbatsche unermüdet bekämpfen müsse: so wurde es dem tugendhaften Bonifazchen zum verdienst angerechnet, wenn er, durch welche mittel es geschehen möchte, alle ihre anschläge und unternehmungen auskundschaftete, und seinem meister vnn allem was ihnen strafe zuziehen konnte ge-

treu.

treulich nachricht gab. Der fromme knabe, wie er ein kleiner schlaukopf war, merkte bald, daß er sich sein spionen- amt auf mehr als eine art zu nutze machen könne. Denn, ausserdem, daß Spitzeli- lius, durch das mißfallen welches *Bonifaz* bey solchen gelegenheiten über den *ungehorsam* und die untugenden seiner brüder und ihrer cameraden äufserte, in der guten meynung von der frömmig- keit seines günstlings bestärkt wurde: so hatte *Boni- fazchen* immer in seiner gewalt, die sachen ärger oder besser als sie waren vorzutragen, je nachdem ihm die verbrecher mehr oder weniger ursache zu *bösheit* und *rachbegierde* gegeben hatten. Ja, er konnte sich dessen sogar zu einem mittel bedienen, seine eignen kleinen leidenschaften ungestraft zu befriedigen: und wenn er entweder etwas von ih- nen haben wollte, oder selbst von einem unter ihnen bey einer strafbaren that ertappt worden war; so war die drohung — „ich sage dies und das dem herrn Magister, oder das versprechen es nicht zu sagen — immer ein kräftiges mittel, alles von ihnen zu erhalten was er wollte. Denn sie hatten aus

viel.

vielfältiger erfahrung, daß sie mit gegenklagen nichts wider *Bonifazchen* ausrichteten; weil dieser nun einmal ein günstiges vorurtheil seines meisters für sich hatte, und Spitzelius seine delationen niemals unpartheyisch untersuchte, sondern immer als etwas ausgemachtes voraussetzte, daß *Bonifaz*, als ein sehr frommes kind, immer recht, seine brüder hingegen, als Belials - buben, immer unrecht hätten.

So weit war Herr ** in seiner erzählung gekommen, als der gesellschaft angefragt wurde, daß das Abendessen auf sie warte. So angenehm auch die unterbrechung war, so hatte doch diese kleine gesellschaft so viel unterhaltung in der art, wie Herr ** sein mährchen vortrug, gefunden, daß bey tische nichts auf die bahn gebracht werden konnte, wovon man nicht immer wieder auf *Bonifazchen* zurückgekommen wäre; und sobald das essen abgetragen war, vereinigten sich alle, Herrn ** zu bitten, daß er ihnen die fortsetzung seiner erzählung zum nachtische geben möchte.

Hier muß ich vor allen dingen, und um meinem freund S. gegen einen gerechten verdacht der leser

aus der feinern welt zu verwahren, die anmerkung machen: daß die scene dieser ganzen gesellschaftlichen unterredung in einer kleinen Reichsstadt in Oberteutschland war, wo das was man lebensart nennt noch unbekannt ist, hingegen seit wenigen jahren ein gewisser geschmack am Lesen, und mit diesem (da er noch so neu ist) eine gewisse sucht in guten gesellschaften von litteratur und moral, oder (wie mans in solchen kleinen orten noch zu nennen pflegt) von interessanten gegenständen zu schwatzen, sich eingeschlichen hat. Dieser umstand macht es einigermaßen begreiflich, wie eine gesellschaft von herren und frauenzimmern, worunter einige sogar ein *von* vor ihrem nahmen führten (es waren aber freylich nur *nobilitierte*) fähig seyn konnte, sich so lange mit *einerley gegenstand*, und (was noch das ärgste ist) mit einer *moralischen aufgabe*, zu beschäftigen, und noch gar *unterhaltung* dabey zu finden.

In einer gesellschaft, wo es wider allen guten ton ist, länger als drey minuten von irgend einer sache zu sprechen; wo es lächerlich wäre eine spe-

cu-

culative aufgabe — es müßte nur einen neuen kopfputz oder ein eben von Paris. angelangtes *Deshabillé*, oder sonst etwas von dieser Wichtigkeit betreffen — zum gegenstande der conversation zu machen; und wo einer, der von einer nur halbweg ernsthaften sache zu reden angefangen hätte, wenn er gleich mit engelszungen redete, nicht eine einzige sêle findet die ihm zuhört, sobald jemand etwas anders, so nichtsbedeutend es immer seyn mag, auf die bahn bringt: in einer solchen gesellschaft würde allerdings herr ** in seiner erzählung nicht weit gekommen seyn. Aber in so guter gesellschaft würde auch von der frage, die dazu anlaß gab, nimmermehr, oder höchstens nur etliche augenblicke, und in dem leichten persiflirenden ton, der alles was einer untersuchung oder einem sokratischen gespräche ähnlich sieht schlechterdings ausschließt, die rede gewesen seyn.

Ich mache diese anmerkung nicht, als ob ich mich über den vorbesagten guten ton, und die respectablen gesellschaften, wo er herrscht, aufzuhalten gedächte. — In der that sehe ich auch vollkommen

Wielands kl. profais, Schrift, I. B. E ein,

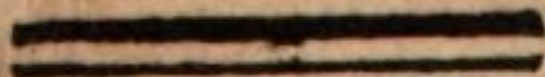
ein, daß, so wie die welt izzt beschaffen ist, in vornehmen und groſſen gesellschaften, oder in dem was man *die groſſe welt* nennt, *ordentlicher weise* die gewohnheit *von nichts* zu reden, alles zu persiffliren, alle augenblicke was anders auf die bahn zu bringen, über alles nur obenhin wegzuschlüpfen, mit einem worte, eine art von conversation, wozu der *möglichst wenigste aufwand von verstand, wiz, geschmack und empfindung* erfordert wird, ein eben so *nothwendiges* übel ist, als die kartenspiele, ohne deren wohlthätige hülfe mehr besagte gesellschaften, wie jedermann gesteht, sich nicht lange bey einer leidlichen art von existenz erhalten könnten. — Meine absicht ist bloß, herrn S. von der beschuldigung einer unverzeihlichen ungereimtheit zu retten, wenn man geglaubt hätte, er wolle uns bereden, daß die conversation, die er uns mittheilt, unter personen von einem gewissen range gehalten worden sey. — Und hiemit wieder zu unserm *kleinstädtischen kränzchen!*

Sie erinnern sich doch allerseits, sagte Herr **, daß diesen abend die rede davon war: ob man ein *heuchler* seyn könne, ohne es selbst zu wissen? — Ich gieng in bejahung dieser frage so weit, daß ich mich zu behaupten vermâß: es könnte wohl einen menschen geben, dessen ganzes lebens eine immerwährende lüge wäre, und der sich gleichwohl selbst für den ehrlichsten mann von der welt hielte. Weil ich einen solchen menschen persönlich kannte, so konnt' ich dies um so zuverlässlicher behaupten. Ich versprach ihnen also, als den überzeugendsten beweis meines satzes, die geschichte des herrn *Bonifazius Schleicher*. Nun sehen sie leicht, daß ich, um zu beweisen, wie sein ganzes leben eine immerwährende lüge sey, mich in keine umständliche erzählung aller seiner lebensumstände und begebenheiten und seines betragens in denselben einlassen konnte, wenn mein mährchen nicht wenigstens so lange wahren sollte als eine *chinesische tragödie*. Ich glaubte also, der kürzeste weg aus der sache zu kommen, wäre, wenn ich ihnen bloß die geschichte seiner ersten jugend erzählte. Denn so

hönnten sie der *entstehung* und *bildung* des künftigen *selbstbetrügers* gleichsam unmittelbar zusehen, und lernten die grundlage seines charakters so gut kennen, daß sie in jedem verhältniß, in welches sie sich mit ihm denken wollten, ganz genau vorauswissen könnten, wessen sie sich zu ihm zuversetzen hätten. Kurz, ich glaube ihnen gerade so viel von Schleichern gesagt zu haben, als zu auflösung unsers problems nöthig ist: und so, denk ich, hält sich mein versprechen erfüllt.

Man mußte gestehen, daß herr S. recht hatte. Denn nach allem, was, erzähltermassen, die Natur, die frau Amtmännin, Thomas Schrager, und Magister Spitzelius an Bonifazchen gethan hatten, konnte man nun kühnlich allen bildnern, schnitzlern, anstreichern, verzierern, lackieren, verguldern, frisiren und parfumirern der menschheit, kurz, allen *Philosophen* der ganzen welt trotz bieten einen besseren mann aus *Bonifaz Schleicher* zu machen, als der er war, und noch ist, nemlich einen schwachköpfigen, hasenherzigen, schleichenden, schielenden, listigen, eigennützigen, kalten, selbstischen schurken;

ken; der, bey allen diesen tugenden, keinen bessern mann als er selbst ist, denken kann; und — weil er sich die sprache und maximen der Sittenlehrer sehr geläufig gemacht, und sich angewöhnt hat, seinen eigensüchtigsten, kleinsten und schlechtesten handlungen, leidenschaften und schwachheiten einen *anstrich* von rechtschaffenheit, edelmuth und güte zu geben — ein tugendhafter, frommer mann zu seyn wähnt, ohne den mindesten begriff davon zu haben, wie es demjenigen zu muthe ist, dessen religion und tugend *wirkliche gefinnung des herzens, erfahrung, wahrheit und leben* ist.





III.
ÜBER
DIE VORGEBLICHE ABNAHME
DES
MENSCHLICHEN GESCHLECHTES.

I.

Jede verfeinerte nation hat ihre *fabelhafte* und *heroische zeit* gehabt, aus welcher ihre spätern dichter den stoff zu wundervollen gefängen, erzählun-
gen und schauspielen hergenommen haben; eine
zeit von *Halbgöttern* und *Helden*, gegen die wir
arme wichte der *historischen zeit* eine so demüthige
figur machen, daß wir (um so bald als möglich aus
der verlegenheit zu kommen) uns nicht besser zu
helfen wissen, als die ganze geschichte dieser wun-
dermenschen für — *Mährchen* zu erklären.

Gleichwohl finden sich auf der andern seite star-
ke gründe, zu glauben daß die *Heroen* jeder na-
tion

tion wirklich dagewesen, wirklich groſse menschen gewesen, und dinge gethan haben, die wir, weil sie über *unsre* kräfte gehen, erstaunlich finden, obwohl sie ihnen selbst sehr natürlich vorkamen; ja, daß sie in der that gröfser, als wohl die meisten spätern dichter und romanschreiber in ihrem gröfsten taumel sich einzubilden fähig waren, — und mit allem dem doch weder Götter noch Halbgötter sondern bloſse menschen gewesen sind.

Das ganze geheimnis liegt darin, daß sie noch *unerdrückte* und *ungekünstelte*, noch *gesunde*, *ungeschwächte*, ganze menschen waren.

Wo die natur frey und ungestört wirken kann, da macht sie keine andre als solche; und wenn für jede polizierte und verfeinerte nation einmal eine zeit gewesen ist, wo sie noch unpoliziert und unverfeinert war: so steigt die geschichte jeder solchen nation (ihre ältesten Urkunden mögen verlohren gegangen seyn oder nicht) bis zu einem zeitalter hinauf, wo die nation aus einer art menschen bestand,

deren existenz nach einer langen reihe von jahrhundertern endlich fabelhaft scheinen muß.

Ein freyſtehender menſch kann ſich ausdehnen und wachſen, kann zu dem grade von gröſſe, ſtärke und tauglichkeit gelangen, wozu er die anlage auf die welt gebracht hat. Damit dies wirklich geſchehe, müſſen freylich mancherley äußere uſachen mitwirken. Er muß, z. B. weder an dem, was zur unterhaltung und entwicklung ſeiner kräfte nöthig iſt, mangel leiden, noch muß es ihm zu leicht werden, ſich dieſe nothwendigkeiten zu verſchaffen. Der armſelige zuſtand der bewohner von Feuerland, der ewige druck gegenwärtiger noth ohne hoffnung es jemals beſſer zu haben, iſt dem wachsthum des menſchen zu ſeiner natürlichen vollkommenheit eben ſo nachtheilig und noch mehr, als das allzufreygebige wollüſtige klima von *O-Taiti*, das ſeine einwohner in ewiger kindheit erhält, oder als die üppige lebensart einer groſſen königsſtadt. Der menſch, der alles feyn ſoll wozu ihn die natur machen wollte, muß alles erdulden können was ihm natur und nothwendigkeit auflegen; aber ſein
ge-

gewöhnlicher zustand muß überhaupt glücklich, und sein gefühl für die freuden des lebens, und das vergnügen dazuseyn, offen und unabgestumpft seyn. Sein nacken muß sich nie unter die willkühr eines andern gebeugt haben: er muß immer unter *seinesgleichen*, d. i. unter menschen, die nichts sind als was er auch ist oder auch werden kann, gelebt haben: aber auch mit *Bessern* als er ist, damit der vorzug, den diesen ihre grössere *Tauglichkeit* giebt, ihn immer zur nacheyerung und zum wettstreit auffodere. Alles dies setzt eine *Epoche der Nationalverfassung* voraus, wo die sicherheit mehr das werk unsrer eignen stärke und persönlicher verbindungen als der gesetzte ist; wo Fürsten und Könige nur die ersten unter ihren *Pairs* sind; wo jeder gilt was er werth ist, jeder wagt was er sich auszuführen getraut, jeder so gut oder böse seyn darf als ihn lüstet; wo das leben eines mannes das leben eines kämpfers, eine fortgehende kette von abentheuern, ein ewiges Drama ist, gedrungenvoll von handlung, und zufällen, und wagestücken, und wider einander rennenden oder sich an einander reibenden leidenschaften, wo

der knoten meistens mit dem schwert aufgelöst, und die katastrophe immer die wurzel neuer verwirrun- gen wird.

Eine solche Epoche findet sich in den ältesten jahrbüchern jeder polizierten nation: und könnten wir heutige Europäer, oder vielmehr unsre abkömmlinge (wie es denn gar nichts unmögliches ist) vor lauter gränzenloser verfeinerung und philosophie und geschmak, und verachtung der vorurtheile unsrer großmütter, und weichlichkeit, und übermuth und narrheit, es endlich wieder so weit bringen, *in wäldern* (wenn es anders bis dahin noch wälder giebt) *einzelu und gewandlos auf allen vieren herumzukriechen und eicheln zu fressen*: so wird dann auch, über lang oder kurz, die zeit wieder kommen, wo die nachkommen dieser neuen europäischen wilden gerade wieder die freyen, wackern, kühnen, biederherzigen leute seyn werden, deren sitten und lebensart Tacitus, — seinen nervenlosen Römern zum verdruss, und zur demüthigung ihrer kleinen flattrichten, gauckelden, niedlichen puppenselchen — in einem so prächtigen gemähde darstellte.

In einer solchen zeit, unter einem solchen volke ungeschlifner, aber freyer edler starker gefühl- und muthvoller menschenkinder, müssen freylich die stärksten, die edelsten, mit einem worte, die *Besten*, gar herrliche menschen seyn. Ganz natürlich, dass das andenken dessen was sie waren und thaten sich jahrhunderte lang unter ihrem volke lebendig erhält; dass der grosvater mit verjüngender wärme seinen horchenden enkeln geschichten davon erzählt; dass diese geschichten in gefängen und liedern von einer generation zur andern übergehen; und dass man desto mehr davon singt und sagt, je weiter sich die nation von jenem helden- alter entfernt, je näher sie dem zeitlaufe der polizierung und verfeinerung kömmt, und je weiter sie darin fortichreitet. Natürlich, dass endlich eine zeit kommen muss, wo man sich diesen großmächtigen menschen so ungleich fühlt, dass man an ihrem ehemaligen daseyn zu zweifeln anfängt, und aller seiner einbildungskraft aufbieten muss um sich eine vorstellung von ihnen zu machen; dass eben desswegen diese vorstellungen unwahr, übertrieben und romanhaft, kurz, dass

dafs aus den *wahren grossen menschen der vorwelt* — *fabelhafte Götter und Göttersöhne, Riesen und Recken, Amadise und Rolande* werden.

2.

Allein diese zeit kömmt nicht auf einmal; die *ausartung* kann nicht anders erfolgen als *stufenweise*. Die nächsten *zwo oder drey generationen* auf jene *HEROEN* müssen natürlicherweise, in *vergleichung* mit viel spätern noch weit mehr *ausgearbeteten nachkömmlingen*, noch sehr *grosse menschen* hervorbringen. Aber wer in solchen zeiten etliche *generationen* überlebt hat, muß den *unterschied* schon merklich finden.

Die *Ritter der tafelrunde* des Königs *ARTUS* waren gewaltige männer in *Ritterschaft*, hatten noch viel von dem hohen muthe, ja selbst noch einen rest von der treue und biederherzigkeit ihrer vorfahren. Aber was für eine figur machen sie mit allem dem gegen den alten *BRANOR*, der in einem alter von mehr als hundert jahren noch *stärke* genug hatte, sie alle aus dem *sattel* zu werfen? Und wie
noch

noch armfeliger stehen sie vor ihm da, nachdem er ihnen an seinem freunde, GERON dem BIEDERHERZIGEN, ein muster von treue und aufrichtigkeit und grofsherzigkeit vor die stirne gestellt hat, dessen anblick und stille vergleichung mit sich selbst (die er, wie billig, ihrem eigenen gewissen überläßt) ihnen das beschämendste gefühl, wie klein sie gegen ihn sind, geben mufs!

Eine ganz ähnliche bewandnis hat es mit den helden und menschen, die uns HOMER in seiner Ilias und Odyssée schildert. Was für männer gegen die spätern, durch ihre geschwätzige philosophie, schönen künste, handelschaft und reichthümer verfeinerten Griechen! davon keiner, bis auf den göttlichen *schweinhirten Eumäus* inclusive, den der dichter nicht durch dies hohe beywort (der göttliche) über die menschen vom gemeinem schlage seiner zeit erheben mufste, um ihm sein volles recht anzuthun. Aber wie mit ganz andern augen sieht die helden der Ilias der alte NESTOR an, dem seine hohen jahre das recht geben, den *Agamemnonen* und *Achillen* und *Diomedes* und *Ajaxen* ins gesicht zu sagen:

gen: „ich habe mit andern und bessern männern gelebt als ihr seyd — Nein, solche männer habe ich nie wiedergesehen, und werde keine solche wiedersehen, wie Peirithoos und Dryas, der hirt der völker, und Käneus, und Exadios, und der göttliche Polyphemos, und Theseus der Aegeide, der wie der unsterblichen einer war. „ —

Man sieht, HOMER und NESTOR hatten schon, einen sehr verschiedenen maßstab. Die männer, die *Homer* göttlich nennt, sind in *Nestors* augen, gegen jene, die *er* dieses beynahmens würdig hält, nur gewöhnliche menschen. Und ganz natürlich, da sie zu den Helden des jahrhunderts vor dem Trojanischen kriege sich ungefähr eben so verhielten, wie die Griechen zu Homers zeiten gegen die zerstörer von Troja.

Dieser selbst so große mensch hatte in einer epoche, die in unsern augen noch heroisch genug ist, schon ein starkes gefühl von der abnahme der menheit in seinen tagen. Diomedes hebt (im V. b. der Il.) einen stein auf, und schleudert ihn unter die
fein-

feinde, der so schwer war (sagt *Homer*) „dafs ihn zwey männer, wie die menschen izt sind, nicht tragen könnten.„

VIRGIL — der ungefehr neun jahrhunderte nach *Homer* lebte, in einer zeit, da der Luxus und die ausartung in Rom der höchsten stufe schon nahe waren — fühlte die menschen seiner zeit gegen die helden der Trojanischen so klein und schwach, dafs er, um im gehörigen verhältnisse zu bleiben, aus *Homers* zweyen zwölf solcher männerchen, wie man sie im goldnen *Siecle d' Auguste* sah, machen mußte. Freylich mag er wohl daran zu viel gethan haben, da hier blofs von der körperlichen kraft eine gewisse last aufzuheben die rede ist; aber wenn seine absicht war, das verhältnis jener helden gegen die gewöhnlichen menschen seiner zeit, überhaupt, oder nach der ganzen summe der naturkräfte soweit sie in einem menschen gehen können, anzudeuten: so möchte sich wohl behaupten lassen, dafs er nicht zuviel gesagt habe; und dafs z. B. ein mann wie Diomedes, nackend und ohne waffen, gegen zwölf junge herren vom hofe Augusts, ebenfalls in

natu-

naturalibus , kämpfend , die artigen herren mit eben so weniger mühe nach einander ins gras hingestreckt hätte , als es ihm leicht war den stein aufzuheben und fortzuschleudern , den keiner von ihnen nur von der stelle hätte rücken können.

3.

Man erlaube mir hier eine kleine abschweifung , die uns nicht weit von der hauptsache führen soll.

In den zeiten der entnervung der menschheit durch üppigkeit und alle übrigen folgen des reichthums und der höchsten verfeinerung oder überspannung (*), ist es weniger die körperliche schwäche als die *abwürdigung und entkräftung der selen* , die stumpfheit ihres innern sinnes für das wahre groisse , was sie gegen die herrlichen naturmenschen der vorwelt so klein erscheinen macht. Wie
soll-

(*) Dies letzte war eigentlich der fall der Römer ; aber die folgen von beyden sind am ende ziemlich ähnlich , nur daß erschlaffung aus überspannung bey weitem ein schlimmerer zustand ist als schwäche aus verfeinerung.

sollten sie das vermögen haben zu thun was diese vermochten, da sie nicht einmal fähig sind das grofse in den edelsten gefinnungen oder handlungen derselben zu fühlen? — PLUTARCH hat uns in seinem leben des *Pompejus* ein sehr auffallendes beyispiel hievon aufbehalten, das einen zug von *Achills* betragen in der grossen entscheidenden scene der *Ilias* betrifft. Um meine leser darüber selbst urtheilen zu lassen, mufs ich diese scene mit zwey Worten in ihr gedächtnifs zurückrufen. Die Trojaner alle haben sich vor der wuth des *Achilles* hinter die manern ihrer stadt geflüchtet; die thore sind verschlossen; nur der einzige *Hektor* ist ausser den mauern zurückgeblieben, entschlossen zu sterben oder dem zerstörer seines volkes das leben zu nehmen; das griechische hêr steht in einiger entfernung gegen über, und die Götter schauen schweigend vom Olymp herab. *Hektor*, unerbittlich dem flehen seines vaters und seiner mutter, steht und erwartet den kommenden feind. Aber indem *Achilles*, „dem „Gott der schlachten gleich, in seinem harnisch, der „wie lodernd feuer oder wie eine morgensonne stra-

„len wirft, den frachtbaren spêr in seiner rechten
 „schwingend, auf ihn zugeht,, überfällt ein unge-
 wohntes entsetzen *Hektorn*, ihm entsinkt der muth
 der ihn zur letzten hoffnung seines unglückseligen
 volkes und hauses machte; er kan den anblick des
 stärkern, der über ihn gekommen, nicht ertragen,
 und flieht. Drey mal jagt ihn *Achilles* rund um die
 mauren von Troja, und so oft der verstürzte Hektor,
 hülfe von den seinigen zu erhalten, sich innerhalb
 eines pfeilschusses den thürmen nähern will, treibt
 ihn jener wieder ins offne feld gegen die stirne des
 griechischen hêres zurück — winkt aber zugleich
 den seinigen mit dem kopfe und wehrt ihnen, mit
 pfeilen nach Hektorn zu schießen, „damit nicht
 „ein andrer ihm den ruhm wegnähme, Hektorn
 „erlegt zu haben, und er nur der zweyte wäre. „

Wer die Ilias auch nur mit dem mässigten an-
 theile von menschensinn gelesen hat, muß fühlen,
 das Achilles nicht Achilles hätte seyn müssen,
 wenn es ihm in diesem glorreichen entscheidenden
 augenblicke hätte gleichgültig seyn sollen, ob die
 se-

ſeſe ſeines freundes Patroklos und aller übrigen
 Griechen welche Hektor zum Orkus geſendet hatte,
 durch *ihn* oder einen andern gerochen würde, und
 Troja durch *ſeine* oder eines andern hand ſiele.
 Gleichwohl (ſpricht *Plutarch*) fanden ſich leute (*)
 die in dieſem gefühl und betragen des Achills et-
 was unendlich kleines fanden. „Achilles, ſagten ſie,
 that hier nicht die that eines mannes, ſondern ei-
 nes thörichten nach ruhm ſchnappenden knabens. „
 Die feinen moralisten! nach dem hohen Ideal dieſer
 ſchulmeiſter hätt' es Achillen gleichviel ſeyn ſollen,
 wer Hektorn erlegte, *er* oder *Therſites*, wenn die
 that nur gethan würde; denn „dem Weiſen iſts ja
 „nie um *ſich*, ſondern immer nur um die ſache ſelbſt
 „zu thun! „ — O die *Gräculi*, die *Gräculi*! wie

F 2

fehr

(*) Er ſagt uns nicht, wer ſie waren; die rede iſt
 aber von denen, die den Pompejus wegen eines
 gewiſſen wirklich unedlen verfahrens in dem
 kriege mit den ſeräubern tadelten. Wahrſchein-
 lich waren es nicht weiſe Römer, wie Dacier
 meynt, ſondern Graeculi, moralisten von pro-
 feſſion, von den ſcharffichtigen herren die den
 wald vor den bäumen nicht ſehen können.

sehr Achill zu beklagen ist, daß er kein weiser war! daß er zu früh in die welt kam, um bey einem *Chrysippus* oder *Posidonius* in die schule zu gehn, und zu lernen was für eine kindische sache es um die leidenschaften ist! Freylich, in den wilden zeiten, worinn er das unglück hatte geboren zu werden, wußten die leute noch wenig von guter lebensart. Da zankten könige und feldmarschälle sich noch im bittersten ernst um — eine hübsche dirne, geriethen um so einer kleinigkeit willen in solche wuth, daß sie, mit hindansetzung aller wohlanständigkeit, einander schimpften wie die karrenschieber. — Da setzte sich der göttliche Achill ans ufer hin und weinte wie ein kleines mädchen, daß ihm Agamemnon seine puppe genommen, oder (was in den augen eines stoischen schulmeisters auf eines hinauslief) daß ihm die Griechen seinen verdienten antheil an der beute, an deren gewinnung er sein leben gesetzt, wieder weggenommen und ihn dadurch beschimpft hatten u. s. w. Welche thorheiten! welche kindereyen! und der einfältige Homer, der selbst kind genug war aus solchen kindern seine

hel-

helden zu machen, liefs sich so wenig davon träumen, wie irgend eine grofse natur ohne leidenschaft feyn könnte, dafs er auch fogar *seine Götter* mit eben so läppischen leidenschaften begabte — wofür ihm dann auch *Plato, Cicero*, und soviel andere grofse männer, (die zwar weder *Iliaden* gethan noch *Iliaden* gedichtet haben) nach verdienen den Text gelesen haben! Doch freylich, was können am ende Homer und seine helden dafür? sie trugen die last ihrer zeiten, wo die menschen noch waren wie sie die blofse natur macht, wie sie in dem groben ungeschliffnen zustand eines volkes, das noch nerven hat, feyn können. Ach! die nerven, die nerven! die sind immer (wie herr Pinto weislich bemerkt hat) an allem übel schuld. Man kann daher nicht genug eilen, sie ihrer unbändigen, so viel unheil in der welt stiftenden schnellkraft zu berauben! Denn, haben wir nur diese erst einmal weggeschwelgt oder wegphilosophirt, oder weggetändelt, oder auf welche art es sey aufter activität gesetzt: dann räckeln wir uns hin, und, weil wir keine nerven mehr haben um zu lieben oder zu hassen, *philosophieren* wir

über die herrlichkeit der *wesen ohne sinnen und leidenschaften*; und, weil wir keine nerven mehr haben etwas zu unternehmen und auszuführen, beweisen wir, daß der Weise weder hand noch fuß regen, sondern bloß zuschauen müsse; und, weil wir ohne nerven sind, und im dem stâte, worin wir zu leben die ehre haben, auch keine nöthig haben, sondern Drat-Puppen, *nervis alienis mobilia ligna* sind, schwingen wir uns über die partheyischen kleinfügigen *Bürgertugenden* hinweg, und — schwätzen von *allgemeiner weltbürgerschaft*; — kurz, je mehr wir durch die abschälungen und abstreifungen, die man mit uns vorgenommen, verlohren haben, je spitzfündiger werden wir, uns zu beweisen: daß ein mensch desto vollkommner sey je *abstrakter* er ist, d. i. je *weniger er zu vertheidern hat*; so daß einer also erst dann ganz vollkommen wäre, wenn er gar nichts mehr zu verlieren hätte, d. i. wenn er gar *nichts mehr wäre*, — welches bekanntermâßen das höchste gut gewisser *Fakirn* und *Foe-schüler* in Indien und allerdings *ultima linea rerum*, die unterste stufe der abnahme des menschlichen geschlechts ist,

ist, der wir, leider! zwar immer näher und näher kommen, sie selbst aber vermuthlich doch niemals völlig erreichen werden.

4.

In dem kreise, worinn uns die Natur ewig herumzudrehen scheint, lassen sich gleichsam *zwey pole* angeben, wovon der eine den höchsten punkt der natürlichen gesundheit, grösse und stärke des menschen, und der andre den tiefsten punkt der kleinheit, schwäche, erschläffung und verderbniss bezeichnet. jedes volk in der welt (dünkt mich) ist dazu gekommen, oder wird dazu kommen, sich erst auf dem einen und dann wieder auf dem andern dieser punkte zu befinden.

Und wo suchen wir nun den ersten dieser zeitpunkte, den *Zenith der natürlichen vollkommenheit des menschen*? — Wahrlich nicht in den gepriesenen goldnen altern der philosophie und des geschmacks, nicht in den jahrhunderten *Alexanders, Augusts, Leons X. und Ludwig XIV.* Das kann wohl niemanden mehr einfallen, der diese goldne

zeiten ein wenig genauer angesehen, und nur einigen begriff davon hat, was *mensch* ist und seyn kann. Auszierung, einfassung, schminke und flitterstât macht es nicht aus; etliche gute mahler, bildhauer, poeten und kupferstecher wahrlich auch nicht! Man zeige mir in einem von diesen jahrhundertten den mann, der sich nicht vor KARL *dem Grossen*, dem sol'n eines barbarischen zeitalters (wie wirs, *den Griechen nachplappernd*, zu nennen pflegen) zur erde bücken müsse! Man messe (alle umstände gegen einander gleich gewogen) die *Alcibiaden*, *Alexander*, *Cäsarn* (für die ich selbst, meines orts, allen respect habe) und neben *Ihm* werden sie kleiner scheinen: wie *Lanzelott vom See* und seine genossen neben dem alten *Branor*, der eines ganzen hauptes länger war als sie alle, wie die alte geschichte sagt. Ich vergesse nicht, daß es unbillig wäre, KARLN die tugenden seiner zeit, und jenen Griechen und Römern die untugenden der *ihrigen* ohne abzug anzurechnen. Aber es ist auch hier nicht vom *persönlichem vorzug* dieser grossen menschen (wiewohl ich glaube, daß Karl auch von die-

dieser seite der gewinnende theil seyn würde) sondern von dem vorzug der zeiten die rede — und dieser gebührt gewiss derjenigen, wo man der künstlichen ausbildung und aufstützung eben darum nicht bedarf, weil die natur noch alles thut.

Ich weiß ungefehr, was sich zum vortheil der verfeinerung in sitten und lebensart, die wir den grossen Monarchien und Haupt - städten, dem Luxus, der nachahmung der alten Griechen und Römer, dem handel, der schiffarth, u. s. w. zu danken haben, — und zum nachtheil der rauhern lebensart und gröbern sitten der Patriarchen - Helden - und Ritterzeit sagen und nicht sagen läßt. Es ist eine ausgedroschene, erschöpfte materie, an der ich weder mehr zu dreschen noch zu faugen lust habe. Aber hier ist die frage: in welcher von beyden die menschheit lautrer, gesunder, stärker und sogar gefühlvoller gewesen sey? (denn unsre alcoholisierte und oft nur affectierte empfindsamkeit, die wir voraus zu haben glauben, ist nur ein schwaches *Surrogatum* für die lebendigen, starken, vollströmmenden gefühle der natur) Oder vielmehr es ist *keine frage*:

die sache spricht für sich selbst; und niemand, so sehr ihn auch die last unsrer zeit zusammengedrückt oder der taumel unsrer vermeynten vorzüge verdumpft haben mag, kann nur einen augenblick anstehen, auf welche seite er entscheiden soll.

5.

Wir sind also leider! nicht mehr was unsre vorväter waren. FUIMUS TROES! Wir gewinnen im kleinen, und verlieren im grofsen. Unsre abnahme, unser verfall, ist schon seit jahrhunderten die allgemeine klage. Alles dies ist ausgemacht. Aber, liegt die ursache davon in der Natur selbst, die, wie *Lucrez* meynt, als eine durch viele geburten geschwächte mutter, nicht mehr kräfte genug hat so grofse körper und gewaltige thiere hervorzubringen wie vormals? Oder liegt sie in äufsern ursachen, und ist eine nothwendige folge des ewigen wechfels der menschlichen dinge? — Erstreckt sie sich auf die menschheit überhaupt, oder trifft sie nur besondere völker und zeiten? Giebt es irgend einen punkt, wo sie still steht; einen kreislauf, der uns

uns wieder dahin zurückbringt wo wir schon gewesen sind? Oder hat diese fatale abnahme keine grenzen? Haben wir *von Adam und Even an* abgenommen, und werden so lange, von generation zu generation, immer kleiner, schwächer, kröpflichter werden, bis endlich (wie es einst der Nymfe Eccho und dem zauberer Merlin ergieng) nichts als eine bloße stimme, und zuletzt (wenn auch diese ausgehöhlet haben wird) gar nichts mehr von uns übrig ist?

Eine kurze fortsetzung meiner bisherigen betrachtungen wird uns eine, wie mirs scheint, sehr natürliche auflösung dieser fragen an die hand geben.

6.

Wie alle meynungen der menschen, selbst die ungereimtesten sich immer auf irgend eine thatsache stützen; und, wie wir sterbliche fast immer nicht durch das was wir *sehen*, sondern durch das was wir *daraus schliessen*, betrogen werden; so scheint es auch hier ergangen zu seyn. Man bemerkte von einem gewissen punkte bis zu einem andern eine *stufenweise*

weise abnahme; und nun schloß man: die menschen haben also immer abgenommen, und werden immer abnehmen; haben schon zu *Homers*, ja schon zu des Patriarchen *Jacob* zeiten abgenommen; sind folglich desto gröfser und vollkommner gewesen je näher sie dem ursprung der menscheit waren, und werden desto armseligere geschöpfe, je weiter sie sich davon entfernen. Und nun liefs man die einbildungskraft ausrennen!

Ich will — um die sache durch ein etwas kurzweiliges beispiel zu erläutern mich nur bey einem einzigen vorzug verweilen, den ein fast allgemeiner glaube den menschen der ältesten welt einräumt — nemlich, den vorzug einer *ungeheuern körperlichen gröfse*. Wir wollen sehen, was wohl an der sache seyn mag, und mit welchem grunde sich daher auf die abnahme der menschlichen gattung schliessen läfst.

Nach dem berichte der *Talmudisten* war ADAM, selbst nach dem leidigen fall (durch den er auch in diesem stücke unendlich viel verlor) noch immer

neun hundert ellen hoch, so dafs ein *Swiftischer Brobdignak* gegen ihn nur ein *Lilliputter* gewesen wäre. Die *Araber* (nach der erzählung des wanderers *Monconys*) machen sich keinen viel kleinern begriff von der gröfse unsrer ersten Stammeltern; denn sie zeigen bis auf diesen tag drey berge oder hügel in der ebene von Mecca, auf deren einen *Eva* ihren kopf, und auf die beyden andern (die zwey musketenschüsse weit von jenem abstehen) ihre knie bey einer gewissen gelegenheit gestützt haben soll. (*) — Doch man weifs, dafs die Morgenländer starke liebhaber vom vergrößern sind. Wir wollen uns also an einen neuern abendländischen gelehrten halten, der sich viele mühe gegeben hat, auf den grund der sache zu kommen.

Herr *Nicolaus Henrion*, mitglied der Academie des Inscriptions zu Paris im ersten viertel dieses jahrhunderts, ein mann, der eine grofse stärke in den morgenländischen sprachen besessen haben soll, arbeitete viele jahre tag und nacht an einem grofsen

(*) v. *Bayle Diction*, article *Adam*,

sen werke über mässe und gewicht aller zeiten und völker des erdbodens. Es war seine Lieblingsbeschäftigung; aber je mehr er entdeckungen machte, und je tiefer er sich in die alte welt hineingrub, je mehr wuchs seine arbeit ins unermessliche, und so überraschte ihn der tod, eh er damit zu stande kommen konnte. Der umstand, daß alle völker von je her mit *Füßen* gemessen haben, brachte ihn auf unrer- fuchung der verschiedenen gröfse des menschlichen fusses, und diese auf ausmessung der ganzen gröfse der menschen in verschiedenen zeitaltern. Im jahre 1718 brachte er der akademie eine chronolo- gische tabelle der verschiedenheiten der länge des menschlichen körpers, von erschaffung der welt an bis zur christlichen zeitrechnung, so wie er sie nach seinen vermeynten entdeckungen calculiert hatte. Vermöge derselben hätten sich zwar die Rabbinen etwas verrechnet; jedoch bliebe unsern stammeltern immer noch eine sehr respectable länge. ADAM war, nach herrn Hentrions tabelle, 123 fuß, 9 zoll Pariser mäs, und EVA 118 Fuß 9 $\frac{3}{4}$ zoll lang. Allein bey der neunten generation zeig-

te sich bereits eine merkliche abnahme; NOAH hatte schon 20 fuß weniger als Adam; und bey der neunzehnten schrumpfte das menschengeschlecht vollends zu wahren Gezwergen ein; denn vater ABRAHAM mäs nur noch 27 bis 28 fuß. Nun wurden die zeiten immer schlechter, so daß für MOSE nur 13 und für den *Thebanischen* HERKULES (*) kaum 10 fuß blieben. ALEXANDER *der Grofse* mußte sich an sechs fuß begnügen lassen; und CAESAR (zu dessen zeiten man die gröfse eines mannes schon lange nicht mehr nach füßen ausmäs) Cäsar konnte ein grofser mann mit fünfen seyn. — Schade daß die Akademie der Aufschriften uns nicht wenigstens einen theil der gründe und pieces justificatives hat mittheilen wollen, womit Mr. Henrion diesen merkwürdigen mässtab der menschheit ohne zweifel zu belegen im stande war. Man hätte sie doch wohl in seinen nachgelassnen papieren finden sollen. Insonderheit

hätt'

(*) der nach Frerets berechnung (*Memoir. de l'Acad. des inscr. Tom. VII. p. 485.*) ungefähr 200 jahre später ist als Moses.

hätt' ich sehen mögen, aus was für gründen er uns begreiflich machen wollen, wie, zu einer zeit, da die menschliche gattung schon auf 12 bis 13 fuß heruntergekommen war, die *kinder Enaks* noch so ungeheure popanze seyn konnten, daß die Israelitischen kundschafter sich selbst gegen jene nur wie heuschrecken vorkamen. (*)

Der Abbé *Tilladet* hatte der Akademie schon lange zuvor im jahre 1704 eine abhandlung über *die Riesen* vorgelesen, worin er aus heiligen und profan-scribenten bewies, daß es in den ersten zwey jahrtausenden Riesenvölker gegeben habe, und daß nicht nur Adam und die ersten Patriarchen, sondern auch die anführer der morgenländischen kolonien, die nach und nach den Occident bevölkert haben, insgesamt Riesen gewesen.

Einige jahre darauf nahm herr *Mahüdel* die frage wieder auf, und weil ihn däuchte, daß *Tilladet* die sache ein wenig zu leichtgläubig und seichte behandelt habe, so untersuchte er sie, in der ächten

Shan-

(*) 4 B. *Mose XIII.*

Shandeischen manier, als ein Physicus, Anatomist, Mechanicus, Geschichtsforscher, Kunstrichter, Stätsmann, Moralist, Oekonomist, u. s. w. und so fand sich dann freylich, daß die Männer, die mit einer fichte statt des stabs in der hand über berg und thal daherschritten, und denen, wenn sie ins Mër hineingingen, das wasser kaum bis an die kniekehlen reichte, bey genauerer ausmessung zu ganz leidlichen ungeheuern wurden; so wie das fürchterliche weiße gespenst, das uns die hâre zu berge stehen machte, bey dem lichte besehen und mit händen betastet, zu einem unschuldigen hemde wird. Dies gilt nicht nur den mährlein solcher geschichtschreiber wie z. E. der Mönch *Helinand* (*) und sein leicht-

(*) *Ein Chronikschreiber aus dem anfang des 13ten jahrhunderts, auf dessen glaubwürdigkeit die schöne erzählung beruht, von der entdeckung des grabes des vom Virgil besungenen prinzen Pallas, Evanders sohn, und wie man dessen Leichnam 2300 jahre nach seiner beerdigung noch unverfehrt gefunden, und wie er, da man ihn an die stadtmauer zu Rom angelehnt, um den ganzen kopf über die mauer emporgeraget*

Wielands kl. prosais. Schrift. I, E. G ha-

leichtgläubiger nachschreiber *Tostat*; nicht nur der höle des *Polyphemus*, dieses berühmten Cyklopen, der nach *Fasels* versicherung 200 ellen lang war, und zu Drepano in einer höle wohnte, die der *Je- suit Kircher*, der sie gemessen, — sieben bis acht fuss hoch befunden; nicht nur dem 46 ellen langen skelet des *Orion* in Kreta (beym *Plinius*) das die kritik mit gutem fug auf 6 heruntersetzt, und das auch dann noch immer für eine reisebeschreibers-lüge gross genug ist: — selbst *Goliath* und könig *Og von Basan*, für deren ungeheure statur wir das ehrwürdigste zeugnis haben, sinken, ohne nachtheil der autorität desselben, nach herrn *Mahüdels*

berech-

habe, etc. etc. Welches alles ihm der ehrliche *Alphons Tostat*, Bischof von *Avila*, umständlich und getreulich nachgesagt. Dieser *Tostat* ist der gresse vielschreiber, dem man nachgerechnet hat, dass er, um die *XXVII.* dicke folianten, woraus seine werke bestehen, bey leibesteben zu stande zu bringen, seine kindheit abgerechnet, jeden tag wenigstens 5 Bogen schreiben musste. Wer einen so dringenden beruf zum schreiben hat, dem bleibt freylich keine zeit zum denken übrig.

berechnung, zu einer unfre einbildungskraft weniger ermüdenden länge herab. Kurz, seiner bescheidenen meynung nach, sind zwölf fuß das höchste, was man irgend einem riesen zuzugestehen schuldig ist, und die beglaubte geschichte stellt keinen einzigen auf, der dieses mäs überschritten hätte.

So wenig dies auch denen vorkommen mag, die von einem zweyhundert - ellen - langen kerl wie von der alltäglichsten sache von der welt sprechen: so dünkt mich doch, herr *Mahüdel* habe den festen punkt der höchsten kolossalischen größe des menschen noch viel zu hoch gesetzt, und man habe, um der mythologie und geschichte alle billigkeit zu erweisen, nicht nöthig sie über sieben fuß anzunehmen; denn die höchst seltenen ungeheuer, die dies mäs überschritten haben möchten, verdienen, wenn die frage von höchster natürlicher vollkommenheit ist, eben so wenig in betracht zu kommen, als die zwey - oder dreyköpfigen mißgeburten.

Was in unsern zeiten wegen der *Patagonen* vorgegangen, giebt uns ein klares beyispiel, wie es, sehr natürlicherweise, mit den historischen und kosmographischen vergrößerungen zuzugehen pflegt. Vielen ältern reisebeschreibern zufolge waren diese bewohner der westlichen küste des magellanischen landes noch einmal so hoch als Europäer von gewöhnlicher statur; und dies bestätigte herr *Frezier* in seiner reisebeschreibung von 1732. aus dem munde verschiedener *Spanier*, die als augenzeugen sprachen. Zwey und dreyßig jahre hernach befuhr (bekanntermaassen) der Commodor *Byron* die küste, wo diese Titanen zu hause seyn sollten; er sah sie, und, wiewohl sie ihm noch immer groß genug vorkamen, um mit allem respect, den man seinen höhern schuldig ist, von ihnen zu sprechen: (*) so fand

(*) Wie leicht die überraschung und das erschauern auch den verständigsten mann zu unnüßigen hyperbolen bringen kann, davon kann uns herr *Byron* selbst zum beyispiel dienen, da er sagt: sein Lieutenant, herr *Cumming*, der doch selbst

fand er sie doch wenigstens um 3 bis 4 fuß kleiner
 als die Spanier (die das große lieben) sie gemacht
 hatten. Der größte, den er unter etlichen hunder-
 ten sah, schien ihm, dem augenmâs nach, nicht
 viel kleiner als sieben fuß. Endlich lernte capi-
 tain *Wallis* zwey jahre drauf die nehmlichen Riesen
 kennen, die man, weil sie fast immer zu pferde sind,
 eben sowohl hätte zu neuen Centauren machen mö-
 gen. Zu gutem glücke hatte er just zwey meßru-
 then bey sich. In solchen fällen ist nichts über eine
 meßruthe um hinter die eigentliche wahrheit zu
 kommen. Man mâs die längsten unter ihnen, und
 siehe! es fand sich nur Einer der 6 fuß 7 zoll mâs,
 und etliche wenige von 6 fuß 5 bis 6 zoll; die mei-
 sten hatten nur 5 fuß 10 zoll — bis 6 fuß. Und so
 schmolz eine länge, die nach spanischem augen-
 mäs 10 bis 11 fuß betrug, in einem engländischen
 auge auf sieben, und durch die meßruthe auf

G 3

sechs

*selbst 6 fuß 2 zoll mâs, wäre diesen riesen ge-
 genüber so klein wie ein zwerg worden — und
 doch betrug der unterschied höchstens nur 3 bis
 4 zoll!*

sechs bis siebenthalb herunter. Man muß gestehen, dies ist immer noch viel, und eine ganze Nation solcher stattlicher männer, mit weibern nach proportion, muß für einen armen Europäer allerdings ein sonderbarer und schauerlicher anblick seyn. Aber sehr vermuthlich ist die größe dieser Patagonen auch das *non plus ultra* der menschlichen statur; und wenn wir von der angeblichen größe der menschen in den patriarchen und heldenzeiten alles abziehen, was davon auf rechnung der verschiedenen mässe, und des betrugs der augen, und der lügenhaftigkeit der wanderer, seefahrer, und dichter, und der vergrößerung, die jede sache durch das fortwälzen aus einem munde in den andern erhält, zu setzen ist: so wird wohl eine länge von siebenthalb bis sieben fuß das höchste seyn, was die riesengeschlechter der ältesten zeit, und die stattlichsten männer der heroischen und ritterlichen zu fordern haben. HERKULES hatte, nach der ausrechnung des Pythagoras, *sieben fuß*; eben soviel hatte KARL *der Große* — wiewohl er diesen beynamen einer andern größe zu danken hat. Ich ken-

ne

ne aus der geschichte keinen dritten mann zu diesen beyden. Ihre stärke war in verhältnis mit ihrer gröfse; sie waren unermüdet in thätigkeit, tapfer in duldung, mächtig im streit, und mächtig in frauenliebe. Wie sollten wir also nicht sicher annehmen können, dafs die statur dieser zwên gewaltigsten söhne des himmels und der erde das wahre mäs heroischer gröfse und majestät sey, welches, verbunden (wie bey ihnen beyden) mit stärke und schönheit, diejenige äufferliche gestalt giebt, die eines mannes würdig ist, vor dem (nach Shakespears ausdruk) die natur aufstehen und sagen soll: *das ist ein mann.*

8.

Gesezt nun, die natur habe, in den ersten zeiten der menschheit, lauter menschen von diesem schlage, oder wenigstens viele dergleichen hervorgebracht, — mit welchem grunde kann man sagen, sie habe in der folge die kraft verlohren, ihres gleichen hervorzubringen? Wie sehr weit sind Herkules und Karl der Grosse der zeit nach voneinander! Oder, wollte man einwenden, dies wären einzelne auf-

ferordentliche männer gewesen: hatte *Herkules*
 nicht seinen *Theſeus* und *Peirithous*? Waren nicht
 die *Argonauten* seine spiesgefellen? Hatte *Karl*
 nicht seine *Pairs*, seinen *Roland*, u. ſ. w. Sie wa-
 ren die ersten unter ihren *Pairs*, wie Achill unter
 den helden der Griechen; aber ihre *Pairs* waren kei-
 ne gemeine menschen. Und finden wir nicht, noch
 bis auf diesen tag, bey den noch ungebändigten völ-
 kern Afiens und der Neuen Welt, die ganze anlage,
 ja selbst einen grossen theil der eigenschaften und
 tugenden der heroischen zeiten? die grossen kör-
 per, die stärke und behendigkeit, die duldsamkeit,
 den muth, die treuherzigkeit, die zu Tacitus zei-
 ten das eigenthum der Germanen und andrer nor-
 dischen völker waren? Die edelsten unter den West-
 indianischen horden und stämmen sind uns noch we-
 nig bekannt: aber was für eine anlage entdeckt sich
 z. B. scho in dem wenigen was uns COOKE von
 den *Neuseeländern* erzählen kann! Ihre zeit ist noch
 nicht gekommen. Denn, nach der analogie zu ur-
 theilen, geht ein unvollkommenerer stand der wild-
 heit vor dem heroischen zeitalter eines volks
 vor.

vorher: weil zu diesem schon ein gewisser höherer grad von entwicklung und ausbildung, ein gewisser fortgang der kriegskünste, und eine weniger dürftige lebensart gehört. Ihre zeit ist also noch nicht gekommen; aber warum sollte sie nicht endlich eben sowohl kommen als der alten Pelasger, Iberier, Germanen und Britten ihre, — und, auf einer andern seite des erdbodens, der Saracenen, der Türken, der Mogolen, ihre gekommen ist?

9.

Wie dem auch sey, nichts bedarf wohl weniger einer ernsthaften widerlegung, als die meynung von immer zunehmender entkräftung der natur und stetem abnehmen der *menschheit*. Wo man jemals abnahme gesehen hat, da hat man sie bey *einzelnen völkern* gesehen — und immer waren's die *sittlichen ursachen*, immer war's stufenweise entnervung und verderbnis, durch tyrannie, übermäßige ungleichheit, hoffart, üppigkeit und zügellose sitten, was endlich im ganzen stätskörper diese *Kachexie* hervorbrachte, die sich mit seinem tode endigte. Die verderbnis und schwäche gieng nie ins

unendliche; sie hatte immer ihr gewisses mäs, wie
 gesundheit und stärke auch. Als es mit den Rö-
 mern dahin gekommen war, daß der nahme Rö-
 mer, der vormals Königen ehrfurcht eindrückte, bey
 den Gothen zu einem schimpfnahmen wurde, den
 kein ehrlicher kerl auf sich sitzen lassen konnte — so
 war es auch aus mit ihnen. Diese ausschweifend-
 sten, raubgierigsten, niederträchtigsten aller men-
 schen, die das schändlichste zu thun und zu leiden
 fähig waren, wurden zuletzt auch die feigesten und
 wehrloseten des erdbodens. — Tiefer ist nie kein
 anderes volk gesunken. Aber ihr verderben war,
 gleich einer feuche die nicht über einen gewissen
 kreis hinaus kann, in die grenzen ihrer sitten ein-
 geschlossen. Die Gothen, Wandalen, Longobarden,
 Franken, Sueven, u. s. w. die ihre herren wurden,
 waren unangesteht geblieben. Das grose unge-
 heure âs lag und moderte; aber was noch von ge-
 funden bestandtheilen übrig war, verlor sich in ei-
 ner neuen schöpfung. Neue völker, neue namen,
 neue reiche, verfassungen, sitten und sprachen,
 giengen aus den trümmern der alten welt hervor;
 und

und nun fieng sich der zirkel wieder an. Die Römer, denen *Horaz* soviel böses weissagte, waren den Römern aus den zeiten der *Coriolanus*, *Curius*, *Cinnatus*, nicht unähnlicher, als wir heutigen Europäer unsern Stiftern und Altvordern sind. Unser Fortgang ins Schlechtere wird, trotz aller unserer palliative und betäubungsmittel, immer sichtlicher. Eine kraft, die mächtiger ist als wir, stößt uns immer näher gegen jenen punct, der noch allen völkern, die ihn berührt haben, fatal gewesen ist. Werden wir vielleicht allein die ausnahme machen?

Aber, was daraus auch werden mag, die menschliche gattung überhaupt wird nichts dabey verlieren. Andre völker, die jetzt noch in der wildheit ihres kindischen alters herumlauffen, werden ihre jugendstufe besteigen; unverdorrene, kraftvolle, gutartige menschen, — wenn anders unsere kosmopolitische neigung auf dem ganzen erdenrunde herumzuschwärmen, und allen völkern, von Grönland bis in die Südfëinseln unsere künste zu zeigen und unsere hässlichen krankheiten mitzutheilen, bis dahin noch unangestekte menschen übrig läßt — werden

die

die patriarchen neuer zeitalter werden; neue helden, neue *Argonauten*, neue *Orpheen* und *Offiane*, neue ritter von der *tafelrunde* — kurz die ganze geschichte, wie sie Virgil in seiner vierten Idylle in so schönen versen weissagt, wird unter andern formen und in andern gegenden wieder kommen; und in dieser ordnung der natur wird sich die menschheit vielleicht noch lange fortdrehen, und von zeit zu zeit neugebohren werden, wachsen, blühen, reiffen, abnehmen, verderben, und dann wieder auferstehen, und wieder blühen, und wieder verderben; bis die erde endlich ihre zeit erfüllt hat, und eine begebenheit, die alle übrigen verschlingt, die scene schliessen wird.

Ich will damit nicht sagen, dafs diese kreisförmige bewegung, womit sich die menschlichen dinge umwälzen, ein wahrer zirkel sey. Man hat vielmehr alle ursache, wie mich däucht, zu glauben dafs es keiner sey. Kein volk hat jemals die stufe wieder betreten, von der es einmal herabgefallen, noch durch irgend ein wunder der kunst die natürlichen kräfte wieder bekommen, die es einmal ver-

loh-

lohren hatte. Die *Perfer* sind nie wieder worden was sie unter *Cyrus* waren; die *Athenienfer* haben sich nie von ihrem *Alcibiades*, die *Spartaner* nie von ihrem *Lyfander* wieder erholen können. Es fcheint, die reihe des steigens und fallens müffe nach und nach an alle völker kommen — die nicht, wie die Grönländer, Lappen, Kamtschadalen und ihres gleichen, mit eifernen banden des klima's gefeffelt, ihr daseyn im starren nebel der dumpfheit, wie halberfrohrenen menschen zukömmmt, hinträumen.

10.

Aber hier ist es hohe zeit zu fchweigen! — Denn der Natur heiligen fchleyer aufzudecken und in ihr inneres räderwerk zu fchauen, und zu zeigen wie eins ins andre greift, und wie, durch den ewigen Streit und die fcheinbare verwirrung der theile, das Ganze im gang erhalten wird; wie alles übel gut, aller tod leben ist, und alle die taufendfachen bewegungen der dinge, auf und nieder, vorwärts und rückwärts in concentrischen und excentrischen kreisen, am ende doch nur Eine stille unmerklich

fort-

fortrückende spirallinie machen, die alles ewig dem allgemeinen mittelpunkt nähert — ist eine aufgabe, deren auflösung ganz andere organen und einen ganz andern gesichtskreis als den unsrigen, zu erfordern scheint.

Nur eine oder zwey anmerkungen mögen mir noch vergönnt seyn, um (wo möglich) mißverständnis zu verhüten; wiewohl ich je länger je mehr lerne, daß man dazu ganz besonders *von den Feen begabt* seyn müsse.

Meine absicht ist eben so wenig unserm jahrhundert hohn zu sprechen, als ihm zu schmeicheln. Ich halte es für keines der wirksamsten mittel seine zeitgenossen zu bessern, wenn man ihnen, wie *Swift*, ewig beleidigende dinge sagt. Aber sie immer zu streicheln und liebzukosen und einzuwiegen und in schlaf zu singen, taugt auch nicht viel. Es ist natürlich, wenn ein mann, der dem spiele schon eine ziemliche weile zusieht, immer mit den vorzügen unsrer zeit, und den vorthelen unsrer aufklärung, unsrer verfeinerung, unsrer weltbürgerey
u. s. w.

u. s. w. klappern hört, und doch nirgends sieht
dass es darum besser, wohl aber dass es immer
desto schlechter geht: — dass einer dann einmal des
klapperns überdrüssig wird, und ein wort sagt,
das er (weil es doch zu nichts helfen wird) eben
sowohl hätte ungesagt lassen können — Wenn
dann aber gleichwohl (wie das niemand wissen kann)
hier oder dort jemand dadurch veranlasst würde, der
sache weiter nachzudenken, und die natürliche fol-
gen zu ziehen, und auf die nächsten mittel zu den-
ken, wie er's, wenigstens für seine person, zu ma-
chen hätte, um das bischen menscheninn und men-
schenkraft, und freude an seinen mitgeschöpfen und
sich selbst, und glauben und liebe, und wahrheit
und treue, womit ihn Gott in die welt ausgesteuert,
soviel er noch davon übrig hätte, aus diesem grof-
sen getümmel, zusammenlauf und jahrmarkte der
welt glücklich davonzubringen, und in der stille sei-
nes häuslichen lebens, zu sein und der seinigen
nutzen und frommen, anzulegen: — das wäre denn
gleichwohl auch so übel nicht!

Ich genieße dankbarlich alles gute was uns kün-
ste und wissenschaften gewähren; wärme mich zu-
wei-

weilen an ihrem feuer, wenn mir vielleicht besser
 wäre ins freye hinaus zu gehen, und mir durch
 tüchtige bewegung warm zu machen; und lasse mir
 oft ihre laterne leuchten, ohne gewahr zu werden
 daß es heller tag ist — wie es vielen unter euch, lie-
 ben freunde, wohl auch gegangen seyn wird. In-
 sonderheit habe ich immer grofse hochachtung für
 die goldnen jahrhunderte *der Musen und Künste* ge-
 habt, zumal für das erste, — vielleicht deswegen,
 weil wirs doch meistens nur von hörensagen ken-
 nen. Mich dünkt auf der ganzen leiter, wor-
 auf ich die menschenkinder (wie Iacob dort die En-
 gel in seinem traum) ewig auf und nieder steigen
 sehe, sind nur zwey stufen, wo sie zu ihrem vorthail
 in die augen fallen. Die eine ist der zeitpunkt, wo
 ein volk viel freye, edle, gute menschen, und die
 besten unter ihnen an seiner spitze hat: — die an-
 dre der, wo es künstler hat, die den Geist der hei-
 ligen Götter empfangen haben, um die bilder der
 grossen menschen, *die nicht mehr sind*, aus mar-
 mor und elfenbein zu schnitzen, und den Göttern,
an die man nicht mehr glaubt, schöne tempel auf-
 zu-

zubauen, und die thaten der helden, *die niemand
mehr thun kann*, oder, wenn er könnte, *nicht thun
darf*, in schönen schauspiel, zu grösser leibes-
und gemüthsergötzung ihrer mitbürger und hoher
herrschaften, vorzustellen. Es liesse sich, wenn's
nöthig wäre, der XXVIIIste theil zu den XXVII fo-
lianten des *Alphons Toftat* darüber schreiben, wie
viel artige vorthelle, zeitvertreib, stoff zu gesprä-
chen in gesellschaften und im vorzimmer, stoff zu
theorien, kritiken, rezenfionen, epigrammen, pa-
rodien, u. f. w. wieviel gelegenheit zu tausender-
ley neuen beschäftigungen, gewerben, charaktern,
narbeiten, und folglich wieder zu neuen schau-
spielen, neuen kritiken, apologien etc. die verfein-
nerte welt ganz allein *diesen schönen künften* zu
danken hat. Alles dies sehe ich, und bin weit ent-
fernt, die summe aller dieser vorthelle nicht gerade
soviel gelten zu lassen als sie beträgt: aber gleich-
wohl wird es erlaubt seyn zu sagen, daß ein *held*
mehr werth ist als sein *bild*, eine *grosse that* mehr
als ein *schauspiel*, oder als eine *abhandlung* über
ihre moralität und verdienstlichkeit: kurz, daß die
Zeit des *seyns* vor der zeit des *nachahmens*, d. i. die

zeit der natur vor der *zeit der kunst* — einen gewissen vorzug hat, den man ihr nicht absprechen kann.

Noch wird es nicht schaden, mich über den vorzug, den ich der *stärke* und *realität* vor *feinheit* und *anstrich* gebe, mit etlichen worten zu erklären. Mein glaubensbekenntnis über *materie* und *form* ist dieses. Wenn ein roher klumpen — gold ist, so benimmt ihm freylich seine ungestalt nichts von seinem werthe; doch ist der klumpen nicht eher brauchbar bis er eine form hat. Ein goldnes gefäß ist desto mehr werth je mehr es masse hat; und da die form, bey gleichviel masse, schön oder häßlich seyn kann, so sehe ich nicht, was eine schöne form seinem innern werth schaden könnten: indessen ist richtig, daß es auch mit der schlechtesten form immer seinen innern werth behält. Ein stück thon hingegen, oder ein klümpchen gekaut papier, da es nur durch form und faßon einigen werth bekommt, kann nicht schön genug gearbeitet, gemahlt, und gefirnißt seyn. — Ein großer, edler, verdienstvoller mann kann einer gewissen politur entbehren, und verlöhre vielleicht durch sie: aber ein bengel, der keinen
andern

andern titel als feine knochen und feine grobheit hat um anpruch an verdienst zu machen, muß sich in der sphäre der lastträger halten, wenn sein verdienst erkannt werden soll. — Eine Schöne und eine Hässliche haben beyde gleichviel ursache gekleidet zu seyn; jene ihre reizungen, diese ihre mängel zu verbergen. Die naktheit der Schönen würde eine weile augenweide seyn, aber bald sättigen und ermüden; mit lumpen behangen und mit schmutz bedekt, würde sie eckelhaft werden. *Venus* selbst mußte von den *Grazien* angekleidet und geschmückt werden — ein bild, worein die Griechen eine grose wahrheit hüllten. Auch die kunstlosesten töchter der rohen natur fühlen dies und haben ihre Grazien. Wer nichts darnach fragt ob er gefällt oder mißfällt, kann es halten wie er will; aber wer gefallen möchte, und empfindlich ist wenn es ihm fehlschlägt, hat unrecht wenn er das verachtet was eine nothwendige bedingung zum gefallen ist. — Kurz, indem ich natur und einfalt und wahrheit über künsteley, flitterstât und schminke setze, verlange ich der ungeschliffenheit und dem *Cynismus*, wodurch viele heutiges tages eindruck zu machen hoffen, das

wort eben so wenig zu reden, als es meine absicht ist, durch den gegensatz unsrer schwäche mit der stärke unsrer Altvordern den heutigen Modeton mitzuleyren. Die präension an genie, gröfse, stärke, kühnheit und freyheit läuft gegenwärtig wie eine grofse Epidemie durch halb Europa. Es ist ein possierliches schauspiel dem gewimmel und gelärme in den sumpfen da unten zuzusehen, und was sich die armen frösche aufblasen um auch grofs zu seyn; während der majestätische stier ruhig und sorglos auf seiner aue dahergeht, und nicht weifs ob er grofs ist, und die stärke seiner stirne nicht fühlt bis er ihrer vonnöthen hat. Alle wahrhaft grofse tapfere männer, die ich noch gesehen habe, waren bescheiden und sanft, und sprachen am wenigsten von den eigenschaften, worin man ihnen den vorzug zugestand. Ein Herkules kann nur sehr selten in den fall kommen von seinen schultern und armen sprechen zu müssen. Wer aber noch immer der einzige ist der um das geheimnis seiner hohen vorzüge weifs, der ziehe eine nebelkappe um sich, und rede durch thaten.



IV.

GEDANKEN

ÜBER DIE IDEALE DER ALTEN.

I.

Wer über einen speculativen gegenstand, der sich weder *berechnen* noch *messen* läßt, spricht, kann weiter nichts thun, als *seine meynung* davon sagen; sagen, *wie* die sache ihm *scheint*, und (wofern er's kann) *warum* sie ihm so *scheint*. Diese *seine meynung* ist dann das resultat seiner *individuellen* art zu denken, seiner *empfindungen*, *erfahrungen*, *wahrnehmungen*, meistens auch (er mag sich dessen nun bewußt seyn, oder nicht) anderer *vorgefaßten meynungen*, *lieblings-ideen*, und *unfreywilliger neigung* der sêle nach einem gewissen *punkt*, auf den sich, mehr oder weniger, alle ihre *vorstellungen* beziehen. Alles kömmt dann darauf an — wie gut er den gegenstand kennt — ob er

ihn auch nah und lange und oft genug — von mehr als einer seite — in mehr als einem lichte — erbizter und flüchtiger, oder kälter und gelassener — mit mehr oder weniger zur sache erforderlichen hülfskenntnissen — mit mehr oder weniger scharfsinn, behutsamkeit, überlegung, betrachtet hat. Es kann ihm begegnen aus sehr richtigen grundsätzen zu viel zu schliessen — oder es kann ihm, bey dem grössten scharfsinn, bey den hellesten begriffen, an einem einzigen umstände fehlen, wodurch seine ganze gedankenrechnung unrichtig wird. Kurz, er kann auf unzählige art der wahrheit verfehlen, wie bey nahe immer und in allen dingen das lös aller sterblichen ist. Genug, er hat seine meynung gesagt, er glaubt (wie natürlich) recht zu haben, und das übrige soll ihn nichts kümmern. Denn es ist nicht halb soviel daran gelegen, als viele sich einbilden,

ob Scaramuz, ob Scapin besser tanze?

Und wenn wir auch, indem wir selbst irre gehn, andere mit uns irre führen, — sind wir nur ehrlich zu werke gegangen, was thuts? Warum giengen die
leute

leute nicht ihrer eignen nase nach? Wer heisst sie sich um anderer leute meynungen bekümmern? Was kann ein mann unschuldigers thun als seine meynung sagen? Folget denn gleich daraus, dass wir ihm recht geben müssen? — Aber gewöhnlich hat es mit dem rechtgeben auch nicht soviel auf sich als man denkt. Denn meistens sind unter hundert, die einem autor recht geben, fünfzehn bis zwanzig, die es bloß darum thun, weil sie finden dass der autor *ihrer* meynung ist; die übrigen achtzig interessiert die ganze sache so wenig, dass es ihnen ganz gleichviel ist was darüber gesagt wird, und wer recht hat; und so halten sie es dann, bequemlichkeit halber, immer mit dem der am lautsten schreyt, oder den stärksten trumpf drauf setzt, oder zuletzt gesprochen hat.

Es giebt zwar auch eine art von lesern, die einem autor zuweilen das compliment machen: sie seyen klüger durch ihn geworden — und die damit wahrheit zu sagen glauben. Das ganze geheimnis aber ist: dass er ihnen die mühe erspart hat, aus

bloßer eigener kraft von einem gedanken entbunden zu werden der schon in ihrer seele lag, und vielleicht über kurz oder lang auch ohne seine hülfe zum vorschein gekommen wäre. Dafs er ihnen nun, mit so wenig mühe und schmerzen auf ihrer seite, den hebammiendienst gethan, sie einer seelenbürde zu entledigen, wovon sie sich öfters, ohne recht zu wissen was es war, gedrückt gefühlt hatten — und die sie nun gleichwohl, da sie neugeboren auf ihrem schöße liegt, als ihr eigen fleisch und blut betrachten — das muß ihnen nothwendig angenehm seyn. Und so erkennen es denn auch die gutherzigen unter ihnen mit allem dank, wenigstens unter vier augen: im grunde aber könnten sie sich den dank mit gutem gewissen ersparen. Denn der mann, der ihnen den besagten dienst erwies, hat seinen lohn dahin, da er das vergnügen hat dafs sie seiner meynung sind; welches etwas ist, das niemanden, der nicht wie *Robinson Crusoe* allein in einer Insel lebt, ganz gleichgültig seyn kann.

Ich bin im begriff die gefahr auch zu laufen, und über eine sache — die zwar nicht ganz unerheb-

heb-

heblich ist, aber doch mit dem besten der kirche und des stäts, den guten sitten, und dem flor und der aufnahme unsers lieben vaterlandes auch gemeiner menschheit überhaupt, nur in einer gar entfernten beziehung steht — meine meynung hören zu lassen,

Ehmals mußte man in solchen fällen, um seine bescheidenheit zu manifestiren, sagen, — meine wenige — oder meine unmaßgebliche meynung. Nachdem aber heutiges tages Gottlob! nun jedermann weiß, daß ein mann nicht leicht etwas thun kann, das weniger wäre als seine meynung über etwas zu sagen; und nachdem es mit dem vorurtheile des ansehens dahin gediehen ist, daß selbst kinder und fäuglinge sich aus der autorität und maßgabe ihrer Aeltern und Bessern gerade so viel machen als aus einer hohlen nuss; so braucht es keiner solchen beywörter mehr, und man sagt, ohne ein solches *Salva venia* vorauszuschicken, seine meynung worüber man will, und so gut man's versteht, ohne daß es eben viel zu bedeuten hätte, oder die welt

nur halb so viel kundschaft davon nähme, als die herren autoren sich gemeiniglich einbilden,

2.

Ich bin nicht belesen genug, um zu wissen ob unter den unzähligen weissen leuten, die seit vier-tausend jahren über göttliche und menschliche dinge — radottiert haben, nicht schon einer gewesen ist, der *a priori* bewiesen hat:

„daß die menschliche gestalt unter allen möglichen gestalten die schönste sey. „

Sollte es aber schon geschehen seyn oder noch künftig geschehen, so hätte der mann, der sich dieses verdienst um die menschheit gemacht hat oder der-einst noch machen wird, meines Erachtens weiter nichts damit gethan, als — was SWIFT den edeln *Huynhninn* thun läßt, der dem armen gedemüthigten Tropf *Gulliver* in die zähne beweist:

„daß die Pferdegestalt unendlichmal schöner und vollkommner sey als die menschliche. „

Was

Was indessen niemand zu läugnen begehren wird, ist dies: dafs es uns menschen, vor der hand, noch immer unmöglich geblieben ist, eine gestalt *die uns schöner vorkäme* zu erfinden als die gestalt unsrer eignen gattung. Und das ist für unsern hausbrauch genug.

Aber so ausgemacht dies ist, so wenig kann geläugnet werden: dafs schwerlich jemals ein einzelner mensch, mann oder weib, in so hohem grade schön gewesen sey, dafs seine gestalt, stückweise oder im ganzen, nicht immer noch schöner als sie war hätte *gedacht* werden können; oder, dafs er nicht immer ursache gehabt hätte zu befürchten, es könnte unversehens ein schönerer kommen und ihn aus dem besiz seines vermeynten vorzuges herauswerfen.

Dieser satz scheint mir so wahrscheinlich, dafs ich beynahe versucht werden könnte, mit den Worten eines *sehers* unsrer zeit zu fragen: „eine wahrheit von so millionenfachen beweisen, darf sie ohne unverschämtheit, darf sie im ernst in zweifel gezogen werden?“ — wofern ich dergleichen

leb-

lebhaftigkeiten, in unterfuchungen wo es immer ein unglück ist gar zu warm zu werden, für anständig hielte.

In der that, was kann man von dem zusammenflusse aller dieser unzähligen phyſiſchen und ſittlichen urſachen, die vom augenblicke der zeugung an bis zum augenblicke der zerſtörung von allen ſeiten auf jeden menſchen eindringen, anders erwarten, als daß *die anlage zur ſchönheit* in ihm mehr oder weniger dadurch angefochten werden müſſe? Von dieſen widrigen einflüſſen iſt kein klima, ſo wohlgemäſſigt es ſey, iſt kein ſterblicher, ſo wohlgebohren und glücklich erzogen er ſey, ausgenommen. Oder, wo iſt das land, worinn nur in zehn jahren die witterung nie unmäſſig, die luft nie mit ſchädlichen dünſten und ſämen ansteckender krankheiten angefüllt geweſen wäre? wo iſt der menſch, deſſen organiſation, geſichtsbildung, geſundheit und ſtärke, von mutterleibe an, nichts von auswärtigen erſchütterungen, nichts von der ungnade der elemente, nichts von ungeſunder oder übermäßiger nahrung, nichts von krankheiten und zufälli-

gen

gen beschädigungen, nichts von zwang, druck, übertreibung und überspannung; nichts von eignen und fremden leidenschaften geliten habe? Mit welcher wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, daß die unzählbaren ursachen, wovon alle augenblicke immer einige bereit sind *zum nachtheil der schönheit* auf jeden einzelnen menschen zu wirken, sich jemals nur bey einem einzigen, wie durch abrede oder vorbestimmte harmonie, *zum vortheil derselben vereinigt haben sollten?* — Ein vollkommen schöner mensch ist also — was alle vollkommene dinge in dieser welt sind — ein ABSTRACTUM, das nie existirt hat, nie existiren wird, und nie existiren kann.

Gesezt also, die *alten Griechen* wären zur zeit, da die bildenden künste unter ihnen blüheten, das schönste volk unter der sonne gewesen: so konnte ihnen doch kein *Alcibiades* noch *Phädrus*, keine *Lais*, *Phryne* noch *Glycerä* das urbild vollkommener schönheit darstellen.

Aber was für ursache haben wir, von der schönheit und güte (der *Kalokagathie*) der besagten Griechen

chen

chen eine so hohe meynung zu hegen, um zu behaupten, sie seyen schönere und bessere menschen gewesen als die heutigen Europäer?

Ein berühmter gönner dieser meynung geht von der voraussetzung aus, und glaubt die sehr natürliche frage, *woher kam dies?* folgendergestalt aufgelöst zu haben:

„Da die kunst nichts höhers, reiners, edlers erfunden und ausgearbeitet hat als die alten griechischen bildsäulen aus der besten zeit;

So hatten die Griechen entweder *höhere IDEALE* — *imaginierten* sich vollkommnere menschen — ihre kunstwerke waren bloß *neue geschöpfe* ihrer *dichterkraft* —

„Oder — sie hatten eine *höhere NATUR* um sich, und dadurch ward es ihnen möglich ihre Imagination so hoch zu stimmen — und solche bilder darzustellen.

„Nun kann ein mensch überall nichts ganz erschaffen; und jeder künstler copiert seine meister, die

um ihn lebende Natur seines zeitalters, sich selbst — kann aber doch die Natur selbst nie völlig erreichen:

„Schöne werke der bildenden kunst find also immer ganz zuverlässig siegel und pfand *schönerer Natur*.

„Nun *machten* die alten griechischen künftler *schönere werke* als die unfrigen:

„also waren die Griechen *schönere menschen*, *bessere menschen*, und das jezige menschengeschlecht ist sehr gesunken. „

Diesem entgegen sage ich:

Das jezige menschengeschlecht mag wohl sehr gesunken seyn, aber das muß aus andern gründen bewiesen werden.

Die alten Griechen, besonders im jahrhundert Alexanders, waren überhaupt weder schönere noch bessere menschen als die heutigen Italiäner, Franzosen, Engländer, Deutschen, u. s. w.

Der grund also, warum die *Phidias*, *Alkamenes*, *Praxiteles*, *Lyfippus*, u. s. w. so schöne bilder mach-

machten, war nicht weil sie von einer schönern Natur umgeben war:

sondern es finden sich einige andere gegründete Ursachen, welche diese Erscheinung fattsam begreiflich machen.

Auch imaginierten sie sich nicht vollkommnere Menschen — sondern *Heroen und Götter in hülle menschlicher gestalt*, und dies sind eigentlich die hochgepriesnen IDEALE, in der edelsten bedeutung dieses wortes *darum* so genannt,

weil der künstler, der z. E. die *Niobe*, oder den *Vaticanischen Apollo* hervorbrachte, nicht nach einem vor ihm stehenden lebendigen originale; sondern nach einer in seinem Geiste erzeugten, in seiner phantasie schwebenden IDEE arbeitete.

Und *insoferne*, und weil nie ein jüdling oder weib sich anmassen konnte, so schön, geschweige noch schöner seyn zu wollen als dieser *marmorne Apollo*, diese *marmorne Niobe*; könnte man wohl sagen, daß es *neue geschöpfe ihrer dichterkräft* gewesen,

wie

wiewohl sich darum niemand einfallen lies, zu behaupten, dafs sie von dem künftler aus Nichts erschaffen worden, sondern immer eine ewige wahrheit bleibt: dafs die NATUR, wo nicht die *quelle*, doch gewifs die *veranlassung*, — und überhaupt in allen fällen das *vorbild* (Typus) der menschlichen ideen, obgleich nicht in jedem einzelnen fälle das *urbild* (Archetypon) der menschlichen werke ist.

Wenn ich also von den sogenannten *Idealen* der griechischen künftler als *dichterischen werken* oder geschöpfen ihrer imagination spreche, so ist meine meynung: dafs *einige* ihrer werke *weder kopien noch karikaturen* der im einzelnen sie umgebenden Natur gewesen, sondern nachbildungen von *urbildern*, die *außer der imagination des ersten erfinders* nirgends in der Natur so dagewesen; und von *diesen werken allein* behaupte ich, dafs sie einen grad von schönheit, oder gröfse und majestät gehabt haben, dessen kein einzelnes menschliches wesen sich rühmen konnte;

Wielands kl, profais, Schrift, L. B.

dafs

dass auch hier, wie in allen menschlichen dingen, *ein mehr und weniger* statt gefunden, und dass die kunstwerke, die man gewöhnlich mit zu weniger unterscheidung unter der rubrik *Ideale* in eine masse zusammenwirft, von so verschiedener beschaffenheit gewesen, dass diese benennung nicht allen in einerley bedeutung zukommen könne.

Endlich scheint mir ein resultat von allem diesem:

dass sich schwerlich ein grund erdenken lasse, warum nicht auch neuere künstler (ohne überhaupt eine schönere Natur um sich zu haben) eben so schöne, vielleicht noch schönere werke als die Alten sollten hervorbringen können, wenn sie nicht nur die nehmliche gelegenheit und freyheit hätten die schönsten einzelnen Naturen ihrer zeit zu beschauen, sondern (was eben so nöthig ist) auch die nehmlichen grossen bewegursachen und antriebe hätten, von welchen die imagination jener alten emporgetragen und öfters zu einer höhe aufgeschwungen wurde, die sich unter weniger günstigen umständen nicht

errei-

erreichen läßt. — Denn man kann nicht alles was man will, und thut daher wohl, wenn man nicht mehr will als man kann.

Dies sind ungefehr die hauptsätze, in welche die folge meiner gedanken über die ideale der alten eingeschlossen ist, und worüber ich nun genauere rechenenschaft geben werde.

3.

Ich habe einen so grofsen begriff von den vorzügen der *alten Griechen*, als nur irgend einer haben kann, der sich einige mühe gegeben hat sie kennen zu lernen. Zu jener zeit, da meine imagination über Musarion und Agathon brütete, schwärmte ich wohl selbst ein wenig über diesen punkt. Allein, da die einbildung „*dafs es tugend sey sich in seinen meinungen und behauptungen immer gleich zu bleiben*“ mich nie verhindert hat noch jemals verhindern soll, meine begriffe von menschen und menschlichen dingen immer richtiger zu machen: warum sollt' ich nicht bekennen, dafs die

Griechen durch längere und genauere bekanntschaft vieles von ihren vorzügen vor andern ältern und neuern völkern in meinen augen verlohren haben?

Wenn ich *Griechen* sage, so ist die rede weder von HOMER noch SOPHOKLES, weder von SOKRATES noch EPAMINONDAS. — Diese und einige andre Griechen die wir aus der geschichte oder aus ihren werken kennen, gewinnen freylich (wie alle in hohem grade vortrefliche menschen) je länger man mit ihnen umgeht, und je mehr man gelegenheit hat sie mit andern zu vergleichen.

Aber hier ist die rede von der *Nation* — von Athenienfern, Spartanern, Thebanern, Korinthern, Phocäern u. s. w. und dies macht einen grossen unterschied. Der begrif von einem ganzen volke ist ein unendlich zusammengesetzter, unendlich verwickelter begrif, wo man sich vor betrüglichen abstraktionen, falschen induktionen, verwirrungen der zeiten und orte, schlüssen vom einzelnen und besondern aufs allgemeine, und zwanzig andern wegen die wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann,

Ich

Ich sehe die überspannte meynung von der höhern körperlichen und sittlichen vollkommenheit der Griechen bey vielen als die zusammengesetzte wirkung ganz verschiedner ursachen an. Unter diesen letztern ist freylich die vortreflichkeit der grossen männer, die dieses volk einst gehabt aber meistens verkannt und übel belohnt hat (*), und die herrlichkeit der genie- und kunstwerke die sie uns hinterlassen haben, auch Eine. Aber — die autorität grosser männer die mit Enthusiasmus von ihnen gesprochen haben, — eine autorität, die vielleicht nur in unsern knaben-jahren auf uns wirkte, aber eben damals eindrücke machte die so leicht nicht wieder erlöschen — eine zu grosse, aus flüchtiger unvollständiger kenntnis ihrer glänzenden seite entsprungne bewunderung — der mangel eines besondern studiums dessen, was sie, von Homer an bis

I 3

zu

(*) Und auch bey diesen muss man nicht vergessen, dass wir sie, wie verklärte geister und höhere wesen, in einer art von Glorie sehen, und in der nähe, zumal wenn wir in allerley bürgerlichen verhältnissen mit ihnen gestanden wären, ganz anders gesehen haben würden.

zu ihrem rückfall in die barbarey, durch so mancherley veränderungen und stufen der abartung gewesen sind — zuweilen auch die unvermerkt immer zunehmende erhitzung eines feurigen kopfs beym vortrag einer Lieblingsmeynung, oder irgend eines resultats einer solchen, da man fast immer mehr sagt als man sagen wollte oder bey kälterm blute gesagt zu haben wünschen möchte; diese, und andere Ursachen die hier nicht entwickelt werden können, tragen wohl zuweilen auch das ihrige bey, wenn von den Griechen als menschen von einer höhern Natur gesprochen wird.

Ich wünschte aber wohl vor allen dingen belehrt zu werden, *welchem* unter den griechischen völklein es eigentlich gilt? ob die Böotier, Arkadier, Megarer, Kreter, u. s. f. auch darunter gemeynt sind? hauptsächlich aber, *zu welcher zeit* die Griechen schönere und bessere menschen waren als die, von denen sich *Michel-Angelo, Raphael, Titian, Vandyk*, u. s. w. umgeben sahen? Doch diese frage beantwortet sich aus der sache selbst. Die künstler, von deren herrlichen werken dieser schluss auf die herr-

herrlichkeit der sie um gebenden Natur gemacht wird, lebten alle kurz vor und bald nach den Peloponnesischen krieg, *in der zeit* zwischen Perikles und Alexander. Die menschen, die *vor* ihrer zeit gelebt haben, und wenn sie auch Halbgötter gewesen wären, konnten auf die Phidias, Praxiteles, Lysippus u. s. w. keinen sonderlichen einfluss haben; denn mit diesen hatten sie nicht gelebt, hatten sie nicht einmal in wahren bildnissen gesehen. Also müssen es denn *ihre zeitgenossen*, d. i. die zeitgenossen des Sokrates, Xenophons, Diogenes, gewesen seyn! — Wir wollen sehen.

4.

Dass die Griechen überhaupt ein wohlgebildetes volk und schöne personen unter ihnen nichts seltnes gewesen, lässt sich allerdings beweisen, und es läugnen zu wollen wäre unverschämt. Aber womit man den historischen beweis führen wollte, dass sie zu irgend einer zeit schöner gewesen als die Römer, Gallier, Germanen, Britten, Normannen, ja selbst als die heutigen Italiäner, Engländer, Franzosen,

sen, Deutschen u. f. w. — davon, weiß ich zur zeit nichts. Selbst unter wohlgebildeten völkern sind grofse schönheiten immer selten. So mag es wohl bey den Griechen auch gewesen seyn; oder würden sie sonst über die schönheit eines *Alcibiades* und *Phädrus*, einer *Lais* und *Phryne* so viel aufhebens gemacht haben? Würde, wenn die schönheit unter den griechischen weibern etwas so gar gemeines gewesen wäre, Alexander von dem glanze der persischen frauen so geblendet worden seyn, daß er sie *Augenschmerzen* (*αλγνηδονας οφθαλμων*) genennt hätte? (*) — Oder würde LUCIAN in seinen *bildern*, wo er alle bildhauer, mahler und dichter zu hülfe ruft, um die schönheit der *Smyrnerin* PANTHEA zu beschreiben, von dieser frau als von einem *wunder* reden? da sie doch am ende, selbst in seiner ekstatischen beschreibung, nichts mehr ist als ein schönes weib, wie man deren auch wohl dann und wann in Deutschland zu sehen bekommt. — „Als ich zu *Athen* war — (sagt *Cotta* in CICERONS Dialogen von der Natur der Götter

(*) *Plutarch. in Alexandre.*

ter (*), — fand sich unter ganzen herden von „jünglingen kaum einer und der andere, der schön genannt werden konnte.“ — Die schönsten gestalten und das schönste blut sah man unter den jonischen Griechen; also nicht in der eigentlichen Hellas, sondern in Asien. Smyrna, eine der hauptstädte Ioniens, war ihrer schönen weiber wegen berühmt. Daher sagt der Smyrner, welchen Lucian beym aufzug der schönen Panthea unter den gaffenden zuschauern stehen läßt, mit patriotischer hoffart zu seinem nachbar: Siehe da, solche schönheiten giebt's nur zu Smyrna! — Ein gewisser Nymphodorus (der eine reisebeschreibung durch Asien geschrieben, die nicht auf uns gekommen ist) versichert (nach einer allegation beym Athenäus (**)) „dafs er „in der ganzen welt nirgends schönere weiber angetroffen als zu Tenedos,“ einer kleinen Insel nahe bey Troja. Aber weder zu Smyrna noch zu Tenedos war jemals eine Mahlerschule.

Doch, es wäre überflufs, den saz, dafs die Griechen überhaupt nicht schöner gewesen als eine

I 5

men-

(*) Lib. I. cap. 20.

(**) Deipnosoph. Libr. XIII. p. 609. E.

menge andrer bewohner des gemäßigten theils der erdkugel, durch mehr instanzen und zeugnisse zu bestätigen. Die sache spricht, däucht mich, von sich selbst, Woher sollte ihnen wohl diese hohe schönheit gekommen seyn? Gefunde luft, oder leibesübungen und bäder machen es doch allein nicht aus. — War ihre sonne etwann wärmer und geistiger, oder ihre luft milder als in den schönsten provinzen von Frankreich, Italien und Spanien? War nicht ein ziemlicher theil von Griechenland rauher wenig fruchtbarer boden? Waren ihre ersten eichelnfressenden vorfahren etwan menschen von edlerer art als die unsrigen? Oder genossen die Griechen zu Perikles zeiten etwann reinere und gesündere nahrungsmittel als wir? Lebten sie von Ambrosia und Nektar? (*) Verderbte sich ihre jugend nicht wenigstens so sehr als die heutige, durch alle arten von ausschweifungen? Bey welchem volke wurden die von der schändlichsten und verderblichsten gattung

(*) Schweinfleisch, gesalzne fische, schaalische, und allerley arten von kuchen waren die gemeinste nahrung zu Athen.

ung weiter getrieben? (*) Auch die exzesse der
 tafel und das trinken über bedürfnis und vermögen,
 das unsern biederben vorfahren von den nüchternen
 Ultramontanen ehemals so sehr vorgeworfen wurde,
 gieng zu Sokrates zeiten bey den eleganten Atheni-
 enern so sehr im schwange, daß der weiseste unter
 den weisen selbst einmal (und wer weiß ob nur
 dies einzigmal?) sich nicht erwehren konnte mit
 den wölfen zu heulen, und über seine mitzecher
 keinen andern vorthail erhalten konnte, als daß er,
 während die übrigen weggetragen werden mußten,
 auf seinen eignen füßen nach hause taumelte. —
 Und können wir uns nicht aus dem *Hippokrates*
 belehren, daß (die pocken ausgenommen) beynahe
 alle krankheiten der heutigen Europäer, auch un-
 ter diesen angeblich schönern menschen regiert,
 und den ärzten so viel zu schaffen gemacht haben
 als bey uns?

Man könnte vielleicht sagen: die Griechen hät-
 ten diesen vorzug der schönheit wenigstens in der
 zeit

(*) Wer daran zweifelt, kann sich vom *Aristo-
 phanes* belehren lassen.

zeit, da ihre sitten und lebensart noch reiner und einfältiger gewesen, behauptet. Aber es ist wider die erfahrung, daß die schönheit mit der einfalt der lebensart und sitten in gleichem verhältniß gehe. Wäre dies, so müßt' es nirgends schönere menschen geben als in den kleinern schwäbischen reichsstädten, wo beydes sich noch bis diesen tag in hohem grade erhalten hat. Ueberlingen, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Pfullendorf, u. s. w. müßten die großen tempel der schönheit und die akademien seyn, wohin unsre künstler, um die schöne natur zu studiren, wallfahrten müßten. Ich be- rufe mich aber auf die wahren einwohner dieser kleinen republiken selber, ob sie *von dieser seite* auf einigen vorzug anspruch machen? — Wenn es sich aber auch so verhielte, was bewiese dies für den saz : daß die ideale der griechischen künstler nur *kopien* der sie umgebenden schönen natur gewesen? — Als die größten bildner und mahler sich in Griechenland hervorthaten, wo war da die einfalt und reinheit ihrer alten sitten? — Eine zeitlang machte *Sparta* noch eine ausnahme; und gerade

zu Sparta gab es ja keine künstler als harnischmacher und waffenschmidte!

5.

„Aber nicht nur schönere — auch *bessere* menschen als das heutige menschengeschlecht sollen die Griechen in dem goldnen jahrhundert ihrer kunst gewesen seyn.“ — Bessere menschen! und wer sagt uns das? Etwa Platon, Xenophon, Thucydides, Demosthenes, Plutarch? Männer vom ersten rang, die ihre nation gewiss besser kannten als wir, und Patrioten genug waren um ihr kein unrecht zu thun. — Wahrlich der begriff, den wir von der *sittlichen Kalokagathie der Griechen* aus diesen, und überhaupt aus allen ihren schriftstellern nach der grofsen epoke des medischen krieges, bekommen, sagt ganz was anders. Nach den sitten, die uns im Homer so wohlgefallen — oder, nach einer kleinen anzahl durch jahrhunderte zerstreuter sehr vortreflicher menschen — oder nach einigen guten politischen gebräuchen, gesetzen und instituten — wird man doch nicht die ganze nation günstiger beurtheilen

theilen wollen als andre? Wo ist ein civilisiertes volk im heutigen Europa, das seit drey - oder vierhundert jahren nicht eine beträchtliche anzahl sehr vortreflicher menschen hervorgebracht hätte? Wie fruchtbar war an solchen nur allein die zeit von Ferdinand und Isabella in Spanien? die zeit Ludwig XI. und Franz I. in Frankreich? die zeit Heinrich VIII. und der Elisabeth in England? die zeit Maximilians I. und Karl V. in Deutschland? — oder mangelts etwan in unsern monarchischen sowohl als freyen stäten an gesetzen, einrichtungen und anstalten, die wir der Griechen ihren kühnlich entgegensetzen dürfen? Es ist, denke ich, gar keine frage, daß die Polizey in den meisten griechischen städten unvollkommener war, und bey ihrem ewigen schwanken zwischen Monarchie, Oligarchie und Demokratie, schlechter seyn mußte als heutigestages in jeder mittelmäßigen stadt in Deutschland. Und was die sitten der Homerischen zeiten betrifft, waren diese nicht in gewissen zeitpunkten die sitten jedes volkes in der welt? —

Von dieser seite also kann man, däucht mich, den Griechen keinen beträchtlichen vorzug eingestehen. Aber, vielleicht war das, was man den urstoff und die grundanlage der menschheit nennen kann, besser bey ihnen als bey andern? — Es wäre der mühe werth wenn jemand dies erweisen wollte. Bis dahin halte ich mich an das was ich weifs. Die Griechen waren, als sittliche menschen betrachtet, ein noch sehr rohes und allen ausbrüchen der wildesten leidenschaften überlassenes volk, als die geschichte ihrer kleinen könige den spätern theaterdichtern zu Athen stoff zu so vielen hundert tragödien gab. Und als nach ihren siegen über den *Xerxes* handelschaft und reichthum ihre lebensart verfeinerte, die ungleichheit vergrößerte, die begierden erhitzte: wurden sie (wie alle völker der welt unter gleichen ursachen) an denkart und sitten, sêle und leib, nach und nach in sehr kurzer zeit ein so heillofes volk als irgend ein Europäisches es itzo ist. Ich berufe mich, wegen des beweises dieser beschuldigung — *nicht auf den ARISTOPHANES*, (wiewohl. seine komödien als historische urkunden

kunden von der schändlichen verdorbenheit der damaligen Griechen, besonders der Athenienser, gewiss nicht zu verwerfen sind) sondern *auf alle übrigen* weniger unreinen quellen unsrer kenntnisse von diesem so übermächtig erhobenen volke.

Ich eruche zu bemerken, daß ich hier nicht von *allen* Griechen — sondern eigentlich und besonders von denen spreche, die sich durch liebe der künste und verfeinerung des geschmacks und der sitten am meisten hervorgethan haben. Bleiben wir nur bey den *Atheniensen* stehen, die den ton angaben! Eine feine zucht besserer menschen zu den zeiten, da sie sich bald von dem gerber Kleon, bald von dem wildfang Alcibiades misregieren, bald von den Spartanern und ihren dreyßig Tyrannen wie ein pack feiger, nervenloser memmen mißhandeln ließen! — Und was braucht es weitem zeugnisses dessen was sie waren, als die art wie sie sich ihre besten männer, vom *Miltiades* bis zum *Phocion*, vom halbe geschast haben? — Kann man nach so oft wiederholten proben in der nehmlichen art noch

zwei-

zweifeln, daß der charakter dieses volkes nicht weniger leichtsinnig, auffahrend, wankelmüthig, ungerecht, undankbar, gewaltthätig, und also von dieser seite wenigstens nicht besser gewesen als der charakter irgend eines pöbels in der welt: so erwäge man nur die schändliche art, wie sie die reste ihrer freyheit endlich gegen den *Philippus* von Mazedonien verlohren; und die noch zehnmal schändlichere art, wie sie sich, nach Alexanders tod, gegen einen *Antigonus*, *Demetrius Poliorzetes* u. s. w. betragen haben (*). Man hat keinen begriff von einem tieffern grad der niederträchtigkeit. — Aber so mußte auch ein volk seyn, das den edelsten und besten mann seiner zeit, *Phozion*, mit dem kältesten blute hinrichten ließ, um sich etliche jahre drauf von dem sittenlosesten schändlichsten kerl seiner zeit, einem *Stratokles*, und von andern Sykophanten seines gleichens beherrschen zu lassen!

Ich

(*) Man lese den *Plutarch* im leben des *Demetrius*, und vergesse nicht, daß *Plutarch* einer von den Alten ist, die am meisten gutes von den *Atheniensen* gesagt haben.

Wielands kl. prosais. Schrift. I. B. K

Ich sage nicht, daß das volk zu Athen um dieser und aller seiner übrigen unzähligen missethaten, thorheiten, bübereyen und brutalitäten willen *schlimmer* gewesen sey als andrer pöbel — aber ich sehe auch nicht, warum sie mit solchen eigenschaften und bey einem solchen betragen besser sollten gewesen seyn als andrer pöbel — oder warum *wir*, in vergleichung mit ihnen, verdienen sollten *heute der zeit* genannt zu werden (*) — Und von wem? — Von einem bessern menschen, als vielleicht im ganzen Gräzien, selbst in der epoche seiner besten menschen, je einer gewesen ist! — Doch genug, und vielleicht schon zu viel, um zu zeigen, warum ich mich nicht überreden kann, daß die großen bildner der Griechen bloß dadurch fähig gemacht worden ihre sogenannten Ideale hervorzubringen, weil sie von einer höhern, vollkommnern Natur, von schönern und bessern menschen, umgeben gewesen als die neuern.

6. Was

(*) S. Physiognom. fragmente III. B. I. abschnitt, IV. fragment.

6.

Was war es denn also — da doch kein mensch nichts überall *ganz erschaffen* kann — was sie fähig machte schönere werke hervorzubringen, als, nach der gemeinen meynung, irgend einer von den neuern künftlern vermögend gewesen ist, oder gewesen seyn soll?

Ehe ich meine gedanken über diese aufgabe sage, muß ich die frage selbst ein wenig anders wenden. Ich weiß zu wenig davon, in wie fern die werke der alten Griechischen und der neuern Europäischen kunst so genau und unbefangen haben *verglichen* werden können, und wirklich verglichen worden sind, daß man *mit gewißheit* sagen könnte: die kunst habe nie etwas reiners und vollkommners hervorgebracht als die griechischen Ideale. Ich wenigstens kann darüber nichts *aus eigenem gefühle* sagen. Die *Mediceische Venus*, der *Vaticanische Apollo*, u. s. w. stehen zwar hier, in — gipsabgüssen, vor mir — und dies ist in ermaunglung der originale doch etwas: aber von den herrlichsten werken der

neuern bildhauer habe ich gar nichts das mir zur vergleichung dienen könnte. — Und überdem finden sich verschiedene ursachen, warum eine solche vergleichung immer zum nachtheil der Neuern ausfallen muss, und gleichwohl zum vortheil der Alten nichts entscheidet — wie man in der folge sehen wird.

Ich stelle also die frage lieber so: woher mag es wohl gekommen seyn, dass griechische künstler diese schönen werke, die man *Ideale* zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was ist es eigentlich, weswegen ihnen dieser nahme zukömmt?

Mir däucht, man hat unrecht, bey wirkungen von so sehr zusammengesetzten ursachen als *die werke der Götter und der menschen* sind, alles immer nur auf *Ein* prinzipium reduzieren und aus *Einer* ursache erklären zu wollen, was immer das resultat von vielen ist. Es ist freylich die kürzeste art sich aus der sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die wahrheit fast immer auf diesem wege. Mehrere ursachen, mehrere umstände kamen zusammen, die-

sen

fen Idealen das daseyn zu geben, zu machen dafs sie gerade so und nicht anders wurden. Die Natur thats nicht allein — die gelegenheit sie zu studiren thats nicht allein — der Genie des künftlers — die liebe womit er arbeitete — das aufstreben nach mehr als menschlicher schönheit und gröfse — der stolze gedanke, etwas der öffentlichen anbetung würdiges hervorzubringen — thats nicht allein: aber alle diese ursachen zusammen genommen thatens. — So werden *menschen*; und so werden auch *statuen*!

7.

Fürs erste also: Die griechischen künftler hatten unstreitig *schöne Natur* vor und um sich — ob eine schönere als die unsrige? — Wer kann dies mit gewifsheit bejahen? oder, mit gewifsheit verneinen? Wie könnten wir die vergleichung so anstellen, dafs keinem theil unrecht geschähe? — Wenigstens scheint es, aus allen vorangeführten gründen, ganz und gar nicht wahrscheinlich.

Aber was wir mit gewifsheit sagen können, ist dies: sie hatten mehr gelegenheit, mehr freyheit

die schönheiten die ihnen die Natur und ihre zeit darstellte zu beschauen, zu studieren, zu kopieren — als es die neuern künstler je gehabt haben — und dies macht einen sehr wesentlichen punkt aus. Die Gymnasien, die öffentlichen National - kampfspiele, die wettstreite um den preis der schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im tempel der Ceres zu Basilis (*) in Arkadien; die ringspiele zwischen nackenden

(*) Nach dem Athenäus war ohnweit einer von dem Arkadischen könig Kypselos vor alters am Alpheus erbauten stadt ein tempel und heiliger Hayn der Eleusinischen Ceres, den einige Parrhasische familien gestiftet hatten. Und von eben diesen rührte auch der wettstreit um den preis der schönheit her, welcher alle jahre am feste dieser Göttin daselbst angestellt wurde. Athenäus versichert, dies institut habe zu seiner zeit noch gedauert, und man nenne die frauenzimmer, die um den preis stritten, Chrysophoros. Aus einer stelle des Pausanias (in Arcadicis) schliesse ich, daß dieser vom Athenäus nicht benannte ort, Basilis geheißen. Pausanias sagt, zu seiner zeit sey nichts mehr davon übrig gewesen als der Tempel und Hayn der Ceres. Des instituts aber erwähnt er gar nicht. Es muß al-

den knaben und mädchen zu Sparta, in Kreta, u. f. w. — der berühmte Venustempel zu Korinth (dessen junge Priesterinnen zu besingen selbst Pindarus nicht erröthet) die Thessalischen tänzerinnen, die an den gastmahlen der Großen nackend tanzten (*) — alle diese gelegenheiten, die schönsten gestalten, unverhüllet, in der lebendigsten bewegung, vom wetteyfer verschönert, in den mannichfaltigsten stellungen und gruppierungen zu sehen -- mußten die imagination der künftler mit einer menge schöner formen anfüllen, und durch *vergleichung des Schönen mit dem Schöneren* sie desto fähiger machen, sich zur einfachern idee des *Schönsten* zu erheben. —

K 4

Auf-

also nichts sehr berühmtes gewesen seyn. Vielleicht war es eine art von Rosenfest, woran nur die umliegenden landmädchen theil nahmen. Indessen scheint doch das stillschweigen des Pausanias (wiewohl er ein zeitgenosse des Athenäus war) nichts gegen die positive versicherung des letztern, was die existenz dieses instituts betrifft, zu beweisen.

(*) Athen. L. XIII. c. 9.

Außerdem hatte Griechenland, besonders *unser schönes Athen*, seit dem institut des weisen Solon (*) einen überfluß an frauenzimmern die von den renten ihrer schönheit lebten, und bereit waren auch zur beförderung der kunst das ihrige beyzutragen. Ein gewisser Aristophanes von Bifanz (der ein räsonirtes verzeichnis dieser holden dienstmädchen der Venus geschrieben) brachte ihrer nur allein aus Athen *hundert und dreißig* zusammen, die einen nahmen hatten; und Athenäus vermehrt diese anzahl noch durch eine starke nachlese. Alle diese nymfen blühten in dem nehmlichen jahrhundert da die kunst blühte. LAIS die schönste und berühmteste unter ihnen allen, machte sich eine ehre daraus (wie uns eben dieser autor versichert) ihren hals und busen den mahlern zum modell zu leyhen. Dafs die schöne *Theodota*, die Lieblingsmätresse des Alzibiades, ehe sie zu diesem vorzug gelangte, kein bedenken getragen „*alles was sie schönes hatte*“, sowohl mahlern als andern Dilettanten, die von der gelegenheit profitiren wollten, zu zeigen — erzählt uns

(*) S. ebendenselben l. c. c. 3.

uns XENOPHON, ein *augenzeuge*; denn ohne zweifel war er einer von denen, die Sokrates mit sich nahm, als er hingienge diese schönheit, (die jemand in seiner gegenwart unbeschreiblich genannt hatte) in augenschein zu nehmen. Dies *ὅσα καλῶς εἶχον* des Xenophon ist in der Thiemischen ausgabe gar zu ehrbarlich übersezt: „was sie mit anständigkeit zeigen konnte.“ Denn Xenophon sagt dies nicht; so was versteht sich von selbst. Allein damals herrschten in den reichsten und üppigsten städten Griechenlandes ganz andre, und ungleich losere begriffe vom anständigen als bey uns (*).

K 5

So

(*) Ich finde bey PLINIUS eine anecdote, die eine starke ausnahme hievon zu machen scheint. Praxiteles, sagt er, hatte zwey statuen der Venus gemacht; die eine nakend (und dies war eben die nachmals so berühmte VENUS KNIDIA) die andere bekleidet: er liefs denen von KOS, die eine Venus bey ihm bestellt hatten, die wahl, und sie wählten die bekleidete, *reierwoht der preis einerley war; feverum id ac pudicum arbitantes.* Allein dies ist vielleicht nur eine vermuthung des Plinius. Es ist eben so möglich, daß sie die bekleidete bloß gewählt, weil sie sol-

che

So würde es, z. B. höchstunanständig und gegen den respekt des gerichts befunden, wenn ein heutiger advocat den schönen busen seiner klientin entblößen wollte, um die richter zu einem milden urtheil zu verführen. Er möchte sich noch so laut auf das beyispiel des berühmten Atheniensischen advocaten Hype-

che schöner gefunden. Eine bekleidete Venus, deren schöne formen unter dem gewand nichts verlihren, sondern wie dadurch hervorleuchten, ist vielleicht ein größeres kunstwerk als eine nakte. Wenn die nachmals so berühmten seidenfabriken der inseln Kos und Keos, wo diese feinen stoffe gearbeitet wurden, die den Damen (nach dem ausdruk des Plinius) die bequemlichkeit verschafften nackend gekleidet zu seyn, damals schon vorhanden waren, so würde meine vermuthung desto wahrscheinlicher. Wie dem aber auch seyn mochte, die Knidier nahmen herzlich gerne mit der nakten Venus vorlieb, die ihnen die Koer gelassen hatten, und befanden sich so wohl dabey, daß als der könig Nikomedes sich erbot, alle schulden ihrer stadt (die sehr groß waren) zu bezahlen, wenn sie ihm ihre Venus dafür geben wollten: sie sich erklärten, sie wollten es lieber aufs äußerste ankommen lassen.

Hyperides berufen, der sich dieses behelfs bey der schönen *Phryne* mit bestem erfolg bedient hätte: man würde dieses präjudiz nicht gelten lassen, und er selbst sowohl als seine klientin würden sich sehr übel dabey befinden, so geneigt auch die herren des gerichts ingeheim seyn möchten, sich in einem *Tete à Tete* von der gültigkeit der produzierten evidenz überzeugen zu lassen. In Athen hingegen ärgerte sich kein mensch an diesem wiewohl ungewöhnlichen advocatenstreich, und die Dame wurde ohne weitere untersuchung absolviret. — Im vorbey gehen kann diese geschichte auch zum beweis dienen, das ein sehr schöner busen nichts alltägliches zu Athen gewesen seyn muss. Die richter (sagt *Athenäus*) wurden bey dessen aublick so frappiert, das sie, von einer heiligen scheu (*Deisidæmonia*) ergriffen, es nicht über ihr gewissen bringen konnten, eine so schöne priesterin der *Venus* zu tödten, u. s. w.

8.

Da die rede hier von *Phryne* ist, erinnere ich mich einer andern anekdote die von ihr erzählt wird,
und

und aus welcher ein historischer beweis für die meynung, die ich bestreite, gezogen werden könnte. „Phryne war (wie der angezogene autor versichert) „vorzüglich an denen theilen schön welche bedeckt „werden; auch war es nichts leichtes, etwas von ihr „entblößt zu sehen; denn sie pflegte sich so knapp „zu kleiden und so stark einzuhüllen, daß nicht „das mindeste von der bloßen haut sichtbar werden „konnte, badete sich auch niemals in öffentlichen „bädern (*) — Indessen fand sie doch einst für gut, eine ausnahme von dieser regel zu machen, und an einem feste des Neptuns zu Eleusis den mystischen

(*) Dies ist, treulich und ohne gefähre, der sinn des Athenäus, beynahe wörtlich übersetzt. Wer sollte sich nun als möglich vorstellen, daß herr Georg Ogle, Esq. diese stelle so wie folget hätte verfälschen können? — „Auch war es nicht leicht, „sie ohne Emotion nackend zu sehen; und in rücksicht dessen war ihr von obrigkeits wegen verboten sich eines öffentlichen bades zu bedienen.“ S. dessen Collection of Gems, p. 76. O des weisen mannes, der sich keine andere ursache denken konnte, warum Phryne nicht öffentlich badete, als weil es ihr von löblicher Polizeydirection verboten worden!

schen schleyer von sich zu werfen, um eine unendliche menge augen auf einmal zum anschauen dieser geheimen schönheiten, die sie sonst so sorgfältig vor profanen blicken zu verbergen pflegte, zuzulassen. Unverblümt von der sache zu sprechen — die Nymfe stieg vor allem volke nackend ins meer und nackend wieder heraus; und nach dem modell, das sie bey dieser gelegenheit den griechischen künftlern gab, arbeitete Praxiteles, einer von ihren begünstigten liebhabern, die nachmals so berühmte Knidische Venus. Dies sagt Athenäus ausdrücklich. Aber wenn er etwas anders damit sagen wollte, als dass Phryne das modell war, von dem sich Praxiteles zu seinem Ideal der Liebesgöttin erhob; wenn seine meynung war, Praxiteles habe ein *bildnis der Phryne für eine VENUS ausgegeben*: so behaupte ich, diese anekdote verdiene nicht um ein här mehr aufmerksamkeit; als so viel tausend andre verdächtige histörchen, womit man sich zu allen zeiten, und in dem lügenhaften Griechenlande mehr als sonst irgendwo, über berühmte personen und ihre werke, handlungen oder geheime geschichte,

te, zu tragen gewohnt gewesen ist. Die verdorbenheit der sitten war damals noch nicht so groß, daß die welt so etwas als eine *mahlerische Lizenz* hätte passieren lassen. Wenn gleich (nach dem ausdrück eines römischen dichters) *ganz Griechenland vor der thür einer Lais oder Phryne lag*, so hatte man doch noch die gehörige empfindung von der vermailigung die solchen kreaturen anklebt; und eben diese *Deisidämonia* der Griechen, die sich ein gewissen daraus machte den schönen busen der Phryne zu zerstören, und sich dadurch *an der Venus*, in deren diensten sie gleichsam war, zu *verfündigen*, würde es noch weniger haben ertragen können, die werkzeuge ihrer unenthaltfamkeit auf altäre gestellt und in gegenstände der öffentlichen andacht verwandelt zu sehen.

Doch, wir brauchen uns hier nicht mit vermuthungen aufzuhalten, da wir ein zeugnis eines *augenzeugen* haben, das dem vorgeben des Athenäus, der nur von hörensagen schrieb, deutlich genug widerspricht. *Pausanias* erzählt ausdrücklich,

lich, (*) „man sehe zu Thespiä eine VENUS und „eine PHRYNE von marmor, beyde von der arbeit „des PRAXITELES. „ — Diese beyden statuen waren also verschieden genug, um — die eine für ein bild der Schönheitsgöttin — die andre für das bild der Phryne erkannt zu werden. Hätte Praxiteles je im sinne gehabt, seiner geliebten die ehre der religiösen anbetung zu verschaffen: so hätte er sie gewiss nicht den Knidiern für eine Venus, und den Thespiern für das was sie war, für Phryne, verkauft. Viele fremden, die nach Knidos reiseten um seine Venus zu sehen, hätten wohl auch schon seine Phryne zu Thespien gesehen, und der betrug wäre folglich nicht lange unentdeckt geblieben. Ganz Griechenland hätte bald gewusst, daß diese Knidische Göttin, die man unter die höchsten wunder der kunst zählte, weiter nichts als ein bildnis der Phryne sey; die Thespier hätten sich rühmen können das wahre original dieser vorgeblichen Venus zu besitzen; die Knidier würden sich haben schämen müssen, ihre kopie in einem der berühm-

(*) in Böoticis cap. 27.

testen tempel der Liebesgöttin aufzustellen, und die andacht der guten Griechen mit der *profanen nudität* einer öffentlichen Dirne zu betrügen; und als in der folge der könig Nikomedes ihnen eine ungeheure summe um ihre Venus anbieten liefs, würden sie gewifs keine thoren gewesen seyn nein zu sagen.

Ich weifs wohl, daß eben diese Phryne auch dem *Apelles* gefessen haben soll, da er seine berühmte VENUS ANADYOMENE mahlte; wiewohl andre sagen, die schöne Perferin *Campaspe* (von der bey dieser gelegenheit ein bekanntes histörchen erzählt wird) habe zum modell dabey gedient. Ge-
setzt aber auch, daß dies im strengsten sinne der worte zu nehmen wäre: so liesse sich davon kein schluss auf *Götterbilder der bildhauer* machen. Denn es ist (wie WINKELMANN bemerkt hat) nicht zu erweisen, daß gemählde jemals zu gegenständen der religion und öffentlichen andacht bey den Griechen gedient haben.

Was ich gegen das vorgeben des Athenäus für die Knidische Venus angeführt habe, kann also mit

gutem fug für alle berühmten bilder der Götter und Götterkinder gelten. Wenn irgend etwas handgreiflich ist, so ist dies: daß künstler, die sich vermessen hatten GOETTER darzustellen, und nichts bessers als *Kopien* und *Karikaturen* (*) *einzelner menschen*, also, unvollkommener Individual-naturen, hervorgebracht hätten, den namen großer meister nie erlangt haben könnten: und daß die Griechen, die sich ihre zeitgenossen und landsleute, wohlberühmte kriegsmänner, Athleten, oder Alcibiaden, Phrynen, u. s. w. für Götter und Göttinnen hätten aufbinden lassen, entweder keine augen gehabt haben müßten, oder — doch wir wollen uns nicht ereyfern! die wahrheit spricht so stark für sich selbst, daß wir ohne ihren mindesten nachtheil gelassen bleiben können.

9.

Man sieht daß ich — bevor ich glaube etwas positiveres über die Idealischen werke der griechischen

(*) wie es am oben angezogenen Orte der Phys. Fragm. heißt.

Wielands kl. prosais. Schrift. I. B. L

sehen künstler sagen zu können — die frage, um deren beantwortung es zu thun ist, durch zwey einschränkungen näher bestimme. Die rede nemlich ist nur von bildern der *Götter* und *Heroen* — und auch unter diesen nur von solchen, die das alterthum mit *vorzüglicher bewunderung* aus der unendlichen menge ihrer kunstwerke ausgehoben hat; nicht von *allen*, die auf unsre zeiten gekommen sind — nicht von den werken *aller guten meister*, am allerwenigsten von solchen, die *würklich bildnisse einzelner menschen seyn sollten* — wie z. B. der *Perikles* des Phidias, der *Alexander* des Lyfippus, die *Phryne* des Praxiteles, die statuen der *sieger* in den kampfspielen, u. s. w. Von diesen letztern mag, ohne zweifel, mehr oder weniger gegolten haben, was in dem angezogenen Physiognomischen fragmente von allen abbildungen einzelner naturen sehr richtig gesagt wird: „dass sie immer unwahr, eine art von Karikatur, höchstens Approximation sind.“ — Bilder der Götter und Halbgötter hingegen — derer urbilder kein mensch mit augen gesehen hatte — mußten nach einer ganz andern

regel gemacht und beurtheilt werden. Diese sind (in rücksicht auf den gegenstand) ihrer natur nach unwahr, werden aber desto unwahrer, je mehr sie sich der *einzelnen* menschheit nähern. Bey ihnen hat keine approximation statt, weil keine vergleichung des bildes mit dem urbild statt findet. Alles kömmt bloß auf *den eindruck* an, den sie auf den menschen der sie anschaut, besonders auf den der sie mit *religiösen gesinnungen* anschaut, beym ersten anblick machen. Wird er so dadurch getroffen, daß ihn ein heiliger schauer befällt, daß er unter der menschlichen hülle etwas *mehr als menschliches, mehr als heroisches* — das er *den gegenwärtigen* GOTT zu fühlen glaubt — was kann die strengste forderung des kunstliebhabers mehr verlangen? Der priester wenigstens fodert nicht mehr. Der künstler selbst hat seine stolze absicht erreicht; er hat das äußerste gethan was der menschlichen natur erlaubt war.

10.

Allein, daß dies der fall aller oder nur der meisten künstler, welche Götter bildeten, gewesen sey,

ist mehr als ich jemals behaupten möchte. Der einzige vielleicht, von dem wir mit dem höchsten grade von gewissheit, der in solchen dingen statt findet, sagen können, daß seine Götterbilder aus der erhabensten begeisterung, aus einem wahren aufflug zu dem unvergänglichen urbilde der schönheit, (*) entstanden seyen, war PHIDIAS — der freund und liebbling des Perikles, und der ausführer seines grossen entwurfs *Athen zur schönsten stadt der welt zu machen*. Sein IUPITER OLYMPIUS, das vollkommenste und bewundernswürdigste was jemals menschenhände geschaffen haben (wie Cicero aus dem munde einer ganzen welt sagt) erschien unter den Griechen wie eine auf einmal vor ihren augen stehende Gottheit, durch nichts vorgehendes angekündigt, durch nichts folgendes erreicht, — in einer vollkommenheit, von der uns keine beschreibung eines Pausanias, keine aus den trümmern des zerstörten alterthums hervorgegrabne bilder nur den schatten einer vorstellung geben können. Nur aus
den

(*) wie sich Lucian in seinem Charidemus ausdrückt.

den wirkungen, die der anblick dieses herrlichen werkes auf alle menschen machte; können wir auf die vortreflichkeit desselben schliessen. — Aber was ist schliessen gegen schauen? — Alle alten schriftsteller, auch die weisesten und kaltblütigsten, reden mit entzücken davon. „Die religion selbst, sagt Quintilian, „scheint dadurch ein neues gewicht bekommen zu haben, so ganz stellt die majestät dieses werkes den Gott dar.“ (*) — Und noch zu Epiktets zeiten reisete man nach Olympia, um den Jupiter des Phidias zu sehen: und zu sterben, ohne es in seinem leben gesehen zu haben, wurde für ein unglück gerechnet — sind die eignen worte dieses weisen mannes, auf den kein verdacht einer vergrößerung fällt. Ich weiß nicht ob man von dem werk eines menschen was grössers als diese beyden

L 3

zü-

(*) Daß es nicht nur auf den großen hauffen, sondern selbst auf die grössten menschen diesen effekt gemacht, sehen wir auch aus dem beyspiele des römischen feldherrn Paulus Aemilius, von dem uns Livius sagt: *Olympiae et alia spectanda visa, et Iovem, velut praesentem intuens animo motus est. Lib. XLV. c. 20.*

zülge fagen kann. Aber mich däucht, es ist genug um uns zu überzeugen, daß *Cicero*, (*) der es selbst gesehen, nicht zu viel gesagt habe, wenn er mit dem ton der gewilsheit von dem werkmeister desselben sagt: „Auch hatte dieser künstler, da er den „Iupiter oder die Minerva bildete, niemand vor sich, „den er anschaute, und nachbildete; sondern in seiner sêle faßs irgend eine herrliche *Idee* von schönheit, auf die sein inneres auge geheftet war, und „nach deren zügen seine hand arbeitete.“ (**)

Was diese *Idee* war, ob eine erscheinung aus der idealischen welt — oder eine neue schöpfung seiner edlen dichterkraft — oder eine zusammenschmelzung von gesehenen wirklichkeiten,

(*) *Nec vero ille Artifex, cum faceret Iouis formam aut Mineruae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret; sed ipsius in mento infidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. Cic. Orat. c. 2.*

(**) Das nehmliche sagt auch Plotinus, *Ennead. V. l. 8.*

ten, von den schönern und bessern menschen die er vor sich hatte, oder was es sonst etwa seyn mochte — davon unten, so viel ich davon sagen kann. Genug, es war weder kopie noch karikatur individueller Natur, und konnte das nicht seyn, oder diese schönern und edlern menschen, die mit schauern den vater der Götter darinn erkannten, müßten nicht einmal gemeinen menschenfönn gehabt haben!

II.

Nach den begriffen, die ich aus den nachrichten und urtheilen der Alten von ihren berühmtesten bildhauern bekomme, denke ich mir *viererley arten von werke*, die in der *weitesten* bedeutung des worts, IDEALISCH heißen können, und die man, um etwas richtiges über die Ideale der Alten zu sagen, genau unterscheiden muß.

Die erste war eben diese *animo insidens species eximia pulchritudinis*, diese von der Natur selbst, auf eben die geheimnißsvolle unerklärbare weise wie sie alles zeugt, gebohrne, oder wie von ei-

nem Gott eingehauchte Idee, nach welcher PHIDIAS seine *Minerva zu Athen*, seinen *Jupiter zu Elis* arbeitete, — soviel möglich in erz, elfenbein oder marmor dargestellt.

Da so wenig von den meisterstücken des ältern Griechenlandes auf uns gekommen, und diejenigen die noch vorhanden und deren urheber meistens unbekannt sind, uns wenig helfen können, um über jene die längst zerstört worden, oder vielleicht noch izzt tief begraben liegen, etwas zuverlässiges zu sagen: so würde es verwegenheit seyn die künstler nennen zu wollen, die vielleicht in dieser ersten klasse einen plaz zunächst an Phidias fodern konnten. Gehörte ein *Alkamenes*, ein *Myron*, ein *Skopas* unter diese? — Ich weiß nichts davon. Vielleicht waren es nur einzelne werke, die in dieser höchsten begeisterung auch des höchsten grades der schönheit theilhaftig wurden. (*) Vielleicht gehörten sogar manche werke des Phidias selbst nicht in diese klasse. Vielleicht — doch wozu helfen

(*) Wie z. B. die *Alkmena* und *Sofandra* des *Kalamis*, die *Nemesis* des *Agorakritus*, u. a.

fen uns alle diese vielleicht? Vielleicht war nur *Ein Phidias*, wie nur *Ein Homer*, *Ein Shakespear* — und vielleicht nur *Ein Iupiter Olympius*, wie nur *Eine Ilias*, nur *Ein Hamlet*, —

12.

Ungleich zahlreicher an künftlern und fruchtbarer an werken war die zweyte klasse, an deren spitze ich den POLYKLETUS von Sycion setze, einen bildhauer, der bekanntermassen wenige Olympiaden nach dem Phidias blühte. Dieser künftler war der erfinder des berühmten KANONS, einer statue, die diesen namen deswegen erhielt, weil sie seinen schülern (vermuthlich auch ihm selbst) zur regel des wahren ebenmaßes und der vollkommenen schönheit menschlicher gestalt diente, und um dessentwillen Plinius von ihm sagt: *solus hominum artem ipsam fecisse artis opere judicatur* — ein ausspruch, in welchem mehr sinn liegt als die witzelnde wendung beym ersten anblick vermuthen läßt.

War dieser Kanon selbst ein Ideal von der ersten klasse? oder war es nur ein abstractum, aus ver-

gleichung vieler einzelnen schönen gestalten mit verständiger wahl des schönsten von der Natur abgezogen, und nach eignem urtheil und gefühl wieder zusammengesetzt, wie *Zeuxes* seine *HELENA* aus den zusammengegatteten schönsten theilen vieler einzelner schöner mädchen, die vor ihm saßen, (*) herausbrachte? Höchst wahrscheinlicher weise das letzte. *Polykletus*, so ein großer künstler er war scheint kein Geist gewesen zu seyn, der sich mit einem *Phidias* messen konnte. Das irrige vorgeben, das so manche einander auf treu und glauben nachgeschrieben haben, als ob die von *Phidias* angefangne kunst durch ihn zum höchsten gipfel der vollkommenheit gebracht worden, ist aus dem missverstände einer stelle des *Plinius* und aus verwirrung der griechischen wörter *Torneutice* und *Toreutice* entstanden. (**) *QUINTILIAN*, ein mann von gewicht in allen fachen des geschmacks, macht den fleiß und

(*) Von dieser art von Idealen, die meine vierte ist, wird weiter unten mehr die rede seyn.

(**) V. *Salmas*, in *Solin*, p. 735. C.

und die *eleganz* zum unterscheidenden vorzug des Polykletus, und dies zeugt immermehr von kunst und geschmak als von Genie. Er bildete fast lauter jugendliche formen, und seine werke hatten, außer der schönheit des ebenmâßes, noch das glatte und vollendete, das dem ungelehrten auge so wohl gefällt. Daher kam es vermuthlich, daß seine *amazone* lange zeit hernach in einem bildhauer-convent der Amazone des Phidias selbst vorgezogen wurde, (*) Die gemeine meynung setzte ihn über alle seine vorgänger, aber man tadelte *den mangel der stärke* an ihm — *deesse pondus putant* — und aus dem sinne der ganzen stelle des Quintilians ist ziemlich klar, daß dies noch etwas mehr sagen wollte als nur *eine empfindlichere andeutung der theile* — wie WINKELMANN (**) meynt; von dem ich mich hier, nicht ohne schüchternheit, entfernen muß, da im grunde alles das groÙe, was er vom Polyklet als einem *erhabenen dichter in seiner kunst* sagt,

(*) Plin. L. 34. c. 8.

(**) S. Gesch. der kunst. S. 652. u. f. nach der Wienerausgabe.

sagt, bloßs hypothese ist. Denn, spricht er als geschichtschreiber, wo sind seine zeugnisse? Oder als augenzeuge, wo sind die werke des Polykletus? — Seine *colossalische Iuno zu Argos* war weltberühmt, und dem Quintilian gewiß unverborgten. Dennoch, sagt dieser, man hätte gefunden, *dass er die göttliche würde und größe nicht zu erreichen gewußt habe.* — *Deorum auctoritatem non expleuisse* — da hingegen PHIDIAS *glücklicher in Göttern gewesen als in Menschen,* — *Phidias diis quam hominibus efficiendis melior artifex.* Selbst die wahl seiner subjekte zeigt einen Genie von minderer kühnheit und stärke. Denn es bleibt doch immer wahr, daß es weit weniger über die gewöhnliche menschenkraft ist, schöne, jugendliche, schwebende formen, einem *Diadumenum molliter juvenem,* und einen *Doryphorum viriliter puerum,* — als den Vater der Götter und menschen in seiner ganzen majestät, darzustellen. Man sieht häufig jünglinge von beyderley art, und um sie zu *verschönern* braucht man nur *das individuelle wegzulassen;* aber man sieht nirgends kein Original zu einem Iupiter Olympius.

Aus

Aus diesem grunde scheint es mir nicht sehr wahrscheinlich, daß der KANON, oder *Doryphorus* des Polyklet ein Ideal vom ersten rang, oder von derjenigen art, die ich aus *Inspiration* entstanden nennen möchte, gewesen sey. Er stellte einen jüdling just in der grenze vom knaben zum manne vor — so schön als ihr wollt — aber weder einen Göttersohn, noch einen Gott. Wozu hier die *höchste begeisterung*? oder wie war diese bey einem solchem werke nur *möglich*? Also vielmehr ein werk der abstraction und wiederzusammensetzung — aus dem schönsten in einzelnen schönen formen entstanden, mit dem zirkel in der hand abgemessen, mit architektonischem auge und fester künstlerhand vollendet.

Wie dem aber auch war, genug dieser selbst idealische *Doryphorus* wurde das urbild, wornach eine menge folgender künstler Götter und menschen machten. Was den Neuern vorgeworfen wird, daß sie bildsäulen nach bildsäulen kopierten — schatten von schatten — traf also schon viele alte griechische künstler: und es ist leicht zu begreifen, daß die
kunst

kunst bey dieser methode mehr verlohren als gewonnen habe. Polykletus selbst scheint sich bey seinen übrigen werken zu sehr an seinen Kanon gehalten zu haben. Daher die einförmigkeit die ihm *Varro* (*) vorwarf, daß sie fast alle nach einerley modell, *paene ad unum exemplum*, gemacht feyen — sogar bis auf die schwebende stellung, woraus die furcht sich von seinem modelle zu entfernen, ziemlich stark hervorscheint — Daher auch der vorzug, den man dem MYRON gab, weil er mehr manchfaltigkeit in seine werke gebracht — *numerosior in arte quam Polykletus*.

Die nach dem KANON des Polykletus gebildete werke also machen das aus, was ich meine zweyte klasse von Idealen nenne, und ich brauche kaum hinzuzusetzen, die unbedeutendste unter allen.

13.

Unter den künstlern, welche nach dem Phidias und Polykletus, über alle ihre zeitgenossen und nach-

(*) *Plin.* l. 6.

nachfolger sich erhoben haben, stehen PRAXITELES und LYSIPPUS oben an, von denen der Erste ungefehr um die 104te, der Andre um die 114te Olympiade geblühet hat.

Beyden giebt Quintilian zum gemeinschaftlichen unterscheidungszeichen von ihren vorgängern, „dass sie sich der *Wahrheit*, oder (wie wir zu sagen pflegen)“ der *Natur*, mehr genähert „als ihre vorgänger“ — *ad veritatem Lisippum et Praxitelem accessisse optime affirmant*. Dies *optime* bezieht sich auf *accessisse*, wie aus dem gleich folgenden deutlich wird. „Denn (setzt Q. hinzu) *Demetrius* wird deswegen getadelt, weil er die *Wahrheit* zu weit getrieben (*tanquam nimius in ea reprehenditur*) oder, weil er die *schönheit der Wahrheit* aufgeopfert“ — d. i. (wie man die worte „*similitudinis quam pulchritudinis amantior*“ auch übersetzen kann,) weil er sich mehr der *ähnlichkeit* als der *schönheit* beflissen — welches (im vorbegehen gesagt) abermals bezeugt, dass die Alten weit entfernt waren, zu glauben, ein kunstwerk werde *bloß* dadurch schön, dass es die *würkliche individuelle* schön-

schöne Natur darstellte, und also desto schöner, je genauer es sich an die Natur halte.

Jenes *optime accessisse* will also sagen: *Praxiteles* und *Lysippus* hätten sich so nahe an die Natur gedrückt, als es das groſse geſez der ſchönheit erlauben wollen. Ihre werke waren folglich eine art von *Idealen*, die ſich von denen ihrer vorgänger dadurch unterschieden, daß ſie mehr *Wahrheit der Natur*, mehr *Lebenathmendes* hatten, einen höhern grad von *täuſchung* hervorbrachten, mehr *menſchliche empfindung* einflöſten, als jene.

Ich glaube aber bey dieſer ähnlichkeit einen ſehr beträchtlichen unterſchied zwiſchen dieſen beyden meiſtern zu finden, worüber ich mich hier ſo gut als möglich zu erklären ſuchen werde.

Ueberhaupt ſcheint mir, *Praxiteles* habe ſich mehr dem *PHIDIAS* genähert, *Lysippus* mehr dem *POLYKLETUS*.

Von jenem befaſſen die Theſpier einen *Liebesgott*, den er ſelbſt nach dem modell eines vor ihm geliebten

ten

ten knaben gearbeitet und für sein vollkommenstes
werk erklärt haben soll. (*) Ein Satyr der zu Pau-

sanias

(*) PAUSANIAS erzählt davon folgende anek-
dote. „Praxiteles hatte der schönen Phryne, die
er liebte, versprochen ihr sein bestes werk zu
schenken. Sie sollte aber selbst auswählen. Phry-
ne, die (wie es scheint) ihrem eigenen geschmack
nicht traute, und gerne gewiß gewußt hätte
welches unter seinen werken in seinen eignen
augen das beste wäre, redete mit einem bedien-
ten des künstlers ab, daß er einsmals, da sein
herr den abend bey ihr zubrachte, in größter
bestürzung angelauffen kam, um die nachricht
zu bringen, es sey feuer in seinem hause ausge-
kommen, und die meisten seiner werke sey-
en schon von den flammen theils verzehrt
theils sehr beschädiget. O! ich bin verlohren,
schrie Praxiteles, wenn mein SATYR und mein
AMOR verdorben sind. Nun hatte Phryne was
sie wollte, und Praxiteles gestand ihr selbst,
sein Amor sey das schönste seiner werke. Athe-
näs erzählt die sache kürzer, und ist, wie ich
glaube, näher an der wahrheit. Er sagt
bloß: Praxiteles habe ihr zwischen seinem Ku-
pido und seinem Satyr die wahl gelassen, und
Phryne habe, wie billig, den Liebesgott gewählt,
und ihn nach Thesprien, woher sie gebürtig war
Wielands kl. profais. Schrift. I. B. M und

anias zeiten noch in Athen zu sehen war, war (nach eben dieser anekdote) was er selbst nach jenem für sein bestes werk hielt. Der Satyr war von erz, der Kupido von dem schönen marmor, der auf dem berge Pantelikus in Attika gebrochen wurde. Sehr wahrscheinlich gehörte dieser thespische Amor — um dessentwillen allein (wie CICERO sagt) die fremden Thespiesen zu besuchen pflegten — unter die kleine anzahl der Ideale von der höchsten klasse. Dieser meynung scheint auch der dichter Simonides (*) gewesen zu seyn, von dem die vier schönen verse herrühren, die uns die anthologie aufbehalten (**) und Grotius in vier fast eben so schöne lateinische übersezt hat. Und eben diese verse

und woselbst Amor einen tempel hatte, gestiftet. An anekdoten ist immer etwas wahr und etwas falsch. Der leser mag urtheilen, ob wir so glücklich gewesen in dieser das wahre aufzuspiüren.

(*) Ein enkel vermuthlich des berühmten dichters dieses namens; denn dieser war lange vor der geburt des Praxiteles schon gestorben.

(**) *Quam bene Praxiteles finxit quem sensit Amorem!
De corde exemplum sumserat ille suo;*

Me-

se — zumal, wenn sie (wie Athenäus versichert) an dem fusse der bildsäule eingegraben standen — scheinen das vorgeben, daß ein schöner knabe dabey zum modell gedient habe, sehr verdächtig zu machen. „Was wunder (sagt der griechische dichter) „daß Praxiteles den Amor so schön gebildet „hat? er fühlte ihn, und zog das urbild (*αρχετυπον*) „aus seinem herzen.„ — Wie wahr! wo hätte er auch sonst ein urbild zum bilde des liebesgottes finden können? — Man nehme nun noch an, er habe diesen Amor ausdrücklich für seine geliebte gemacht, und denke dann, daß diese geliebte die schöne Phryne war, und daß es ein ewiges denkmal seiner liebe seyn sollte — wie groß mußte da die *begeisterung* seyn, in der seine *sele* die *Idee* davon empfing, und die *liebe*, womit er sie ausführte! nun ist auf einmal begreiflich warum dieser Amor ein so herrliches werk wurde; so herrlich, daß man bloß um ihn zu sehen, nach dem städtchen Thesprien reisete, wie man, um die majestät

M 2

des

*Meque, mei precium, Phrynae dedit; inde sagittis
nil opus est: videar si modo, sat ferio.*

des Olympischen vaters anzubeten, nach Elis, — und, im anschauen der liebehauchenden schönheits-Göttin hinzuschmelzen, nach Knidus wallfahrthete. Und nun ist auch begreiflich, warum dieses bild des schönen Phryne so heilig war, daß sie es, als ein von dem Gott der liebe erschaffnes werk, ihm selbst wiedergeben wollte, und jeden andern ort als seinen ältesten tempel für dessen unwürdig hielt.

Alle diese gründe, den thespischen Amor für ein ideal der ersten klasse zu halten, bekommen ein neues gewicht dadurch, — daß, wofern Praxiteles irgend einen schönen knaben seiner zeit zum modell genommen hätte, die Griechen viel zu große knabenliebhaber waren, als daß sich der name desselben nicht durch tradition und schriften erhalten hätte. Man zeigte zu Plinius zeiten einen Amor mit einem blitz in der hand; von welchem versichert wurde, daß er den *Alcibiades* in seinem knabenalter (*) vorstellte. Wäre der thespische Amor nicht

(*) *Alcibiades* führte in seiner jugend wenn er zu felde zog, einen goldnen schild auf dem ein blitzwerfender Amor zu sehen war — sagt Plut-

nicht ein völliges Ideal gewesen, so würde man gewifs den schönen knaben auch genannt haben, der sich hätte rühmen können, das modell zu einem so bewunderten werke gewesen zu seyn. Seine familie und seine vaterstadt hätten sich gewifs soviel auf ihn eingebildet als auf einen Pentathlischen sieger in den olympischen spielen.

14.

Eine andre beschaffenheit aber hatte es mit der *Knidischen Venus*, bey welcher PHRYNE, wie nicht geläugnet werden kann, auf gewisse weise zum modell diente; es sey nun, dafs sie den Praxiteles dadurch für seinen Amor, oder der künstler sie durch diesen für seine Venus, belohnen wollte.

Ich widerspreche durch dieses eingeständnis demjenigen nicht, was ich oben gegen den Athe-

M 3

nä-

Plutarch im leben dieses lebenswürdigen Taugenichts. Dies gab ohne zweifel einem spätern bildhauer die Idee von jenem Amor in gestalt des Alcibiades als knabe. Der meister war unbekannt, man muthmasste aber, dafs es Skopas oder Praxiteles seyn müfste. Plin. XXXVI. S. IV. n. 9.

näus oder das vorgeben „*diese Venus sey ein bildniß der Phryne gewesen*“, behauptet habe; noch räume ich dadurch der meynung etwas ein, die ich in diesem ganzen auffatz bestreite: aber freylich nicht bestreite — um zu widersprechen, sondern nur insofern ich sie für irrig halte: denn was daran wahr ist soll ehrlich zugestanden werden.

Ich habe oben schon den unterschied bemerkt, den ich zwischen vorbild und urbild mache. Die Knidische Venus war keine kopie, keine bildsäule der *Phryne*, (*) — auch nicht eigentlich eine *idealisierte Phryne* — denn so wär es doch noch immer *Phryne* gewesen, und es sollte eine Göttin darstellen, und in einem tempel die ehre der anbetung mit ihr theilen; — zwar das bild einer *Venus*, aber nicht der *Venus Pandemos*, sondern der himmlischen

(*) *Praxiteles* hatte der letztern mehr als eine gemacht; außer der die *Pausanias* zu Thespien sah, befand sich eine zu Rom, an welcher die kenner sowohl den charakter ihrer profession als die Liebe, womit der künstler gearbeitet, zu bemerken glaubten, *Plin. XXXIV*,

sehen (wie *Lucian* in der *apologie* seiner *bilder* ausdrücklich sagt) und dazu hätte sich doch wohl Phryne selbst ein gewissen gemacht das original zu seyn. — Aber was war es denn, und wozu konnte ihm Phryne dabey helfen, wenn es ihr nicht ähnlich sehen durfte? — Ich kann mir noch ein drittes denken. Phryne, die schönste figur ihrer zeit, und seine geliebte, sollte ihm nur zum *mittel* dienen, sich *vollkommner zu begeistern*; nur zur stufe, von der sich seine einbildungskraft zur idee der Göttin der schönheit und liebe hinaufschwingen wollte. Dies war wenigstens seine absicht; und wenn er sie (wie es scheint) nicht völlig erreichte: so lag der fehler — an der liebe — an Phrynens schönheit, die durch die begierde seine Imagination zu überflügeln ohne zweifel neue reitze erhielt — an der schwachheit und den schranken der menschlichen natur.

Daher, dünkt mich, erklärt sich, auf eine sehr natürliche art, alle das wunderbare und zum theil paradoxe, was die Alten von den wirkungen dieser Knidischen Venus erzählen. Sie war, wie Pli-

nus sagt, nicht nur das schönste unter allen werken des Praxiteles, sondern unter allem was man auf dem ganzen erdenkreise sehen konnte. (*) Aber sie flöste nicht nur erstaunen und bewunderung, nicht nur liebe — sie flöste auch begierden ein. *Aristenät*, oder wer der verfaßer der unter LUCIANS nahmen fälschlich gehenden *Liebesgötter* ist, läßt die

(*) Diesem widerspricht, was er bald darauf von einer andern unbekleideten *Venus* des Skopas sagt, die zu Rom im tempel des Brutus Kallaikus stand, „*Praxiteliam illam antecedens et quemcunque alium locum nobilitatura.*„ — Plinius ist von dergleichen widersprüchen nicht immer frey. Wenn er recht hatte, ihr diesen vorzug zu geben, und der grund, warum sie nicht mehr aufsehens machte, darin lag, daß (wie er sagt) zu Rom die größe der werke, die da zu sehen waren, sie auslöschte: warum machte sie nicht mehr aufsehens unter den Griechen, eh sie nach Rom gebracht wurde? — Doch vielleicht war sie in einem höhern styl gearbeitet, oder (nach unsrer classification) ein Ideal von der ersten klasse — und eben darum, weil sie weniger sinnlichen reiz hatte als die *Venus* des Praxiteles, weniger geschickt, ihr beym großen hauffen den vorzug streitig zu machen?

die beyden jüinglinge, deren reise nach Knidos er in diesem dialog beschreibt, beym anblick dieses bildes beynah von sinnen kommen, und den einen (sonst einen hartpäckigen ketzer in liebesachen) schier zum stein erstarren, wie er die Göttin von derjenigen seite beschaut, von welcher auch die Mediceische Venus vor herrn Smollets augen gnade fand. Ia die Küsterin des tempels erzählte ihnen sogar, mit vielen umständen, die tragische geschichte eines jungen menschen, der sich mit allen symptomen der rasendsten leidenschaft in die marmorne Göttin verliebt, und endlich (nach einem bewewe davon, der sich nur auf lateinisch (*) erzählen läßt)

M 5

sich

(*) *Ferunt amore captum quemdam, cum delituisse noctu simulacro cohaesisse, ejusque cupiditatis indicem esse maculam. Plin. L. XXXVI. p. 726.* Es ist sehr erlaubt an wundern dieser Art zu zweifeln, wenn sie uns auch schon von Küstern und Küsterinnen erzählt werden. Indessen bestätigt doch Clemens Alexandrinus (in der löblichen absicht das Heydenthum dadurch schamroth zu machen) die wahrheit dieser begebenheit durch das zeugniss eines gewissen Posidippus, der ein buch von den merkwürdigkeiten
von

sich aus verzweiflung ins mör gestürzt habe. Mit weniger wuth, aber in einem der Göttin würdigern entzücken, bricht der Epigrammen - Dichter *Antipater* (im vierten buche der Anthologie) in die ekstatischen fragen aus:

*Wer besetzte den fels? Wer sah dich, Cypris
auf erden?*

*gab dem fühllosen stein diesen allmächtigen
reiz?*

Diese beyspiele und augenzeugnisse von dem effekt, den die Knidische Venus machte, — wenn wir auch abrechnen was die imagination der zeugen dabey gethan haben mag — beweisen noch immer, was wir damit beweisen wollen: dafs sie, zu aller der schönheit die sie über sterbliche weiber erhob, einen grad von *lebhaftigkeit, reiz und zauber* gehabt habe, den andre Venusbilder, auch die

von Knidos geschrieben. Ob sie dadurch glaubwürdiger werde, ist eine andre frage — genug, dafs die begebenheit an sich selbst nichts unmögliches ist,

die schönsten, als die Lemnia eines *Phidias*, die *Venus Hortensis* (*ἐν Κηπροις*) des *Alkamenes* — wie-
wohl *Lucian* (*) einzelne theile von diesen bey-
den den nehmlichen theilen an der Knidischen *Ve-*
nus vorzieht — nicht gehabt haben. Kann man
sich darüber verwundern, da so besondere umstän-
de zusammen kamen, sie zu dem zu machen was
sie war? Eine *Phryne* das modell, ein *Praxite-*
les der werkmeister, die Liebe mit der er arbeitete,
das beynahe unmögliche bestreben etwas noch schö-
ners zu denken als — was man liebt, und den-
noch das Ringen der enthusiastischen einbildungs-
kraft, diese unmöglichkeit zu überwinden, — mir
däucht, alles dies mußte ein solches werk hervor-
bringen. Seine *Venus* verlor etwas dabey an Gött-
lichkeit — aber nur so viel als sie (vielleicht gegen
seine absicht) an menschlichem reiz gewann; und
gerade dies, wodurch sie weniger Göttin war, gab
ihr dies herzensschmelzende, dies unwiderstehlich
anziehende, dies unnennbare, was bey ihrem an-
blick liebesbegierden entzündete, und durch die

(*) In imagin. c. 6.

unmöglichkeit der gegenliebe und des genusses wollüstig peinigte — vielleicht auch bey irgend einem blutreichen, glühenden, sinnlosen, jungen menschen, der sie täglich zu sehen gelegenheit hatte, endlich gar die wirkung thun konnte, welche die Küsterin des Knidischen tempels, mit aller geziemenden devotion, zu preis und ehren ihrer Göttin den fremden zu erzählen pflegte.

15.

Die Knidische Venus ist es also, von der ich den begriff derjenigen art von *Idealen* nehme, die ich zur *dritten klasse* mache — wiewohl sie unter so besondern umständen zur welt kam, dafs sie, nach der scharfe zu reden, vielleicht *die einzige in ihrer art* war. Ich rechne nemlich darunter alle bilder von *Göttern* und *Heroen*, wobey sich der künstler durch den anblick schöner *Individuen* geholfen hatte, um ihnen einen höhern grad von leben, reiz und illusion zu geben, als ihm möglich gewesen wäre wenn er *blofs nach seiner Idee* oder *dem einmal angenommenen Götter-Ideal* gearbeitet hät-

hätte. Der vorthail, den er dadurch erhielt, fällt sogleich in die augen. Die göttlichen und heroischen naturen wurden auf diese weise näher zu den menschen herabgezogen; hatten mehr leben, mehr sinnlichen reiz; — *gefielen* also *mehr* — und *meh- rern* — verschafften ihren meistern *allgemeinern* ruhm — *wurden besser bezahlt* u. s. w. und alles dies war sowohl auf seiten der meister als der liebhaber sehr natürlich. Denn im größten *eigentlich- sten Ideal* war doch nur Ein Iupiter Olympius, dem (wie Plinius sagt) niemand nachzueyfern sich getraute. — Wer sich auch empor heben wollte, mußte also einen andern weg einschlagen.

16.

Phidias, Polykletus und Praxiteles hatten — wie alle meister in welcher kunst es sey — ihre schüler und nachahmer, unter deren händen gar bald *Manier*, *Handgriff* und *Locus communis* wurde, was bey jenen genie, gefühl, erfindung, eingebung des augenblicks, oder werk der höchsten anstrengung des geistes gewesen war. Nicht nur
des

der Kanon des Polykletus wurde zum modell; alle berühmten Bilder berühmter meister wurden auf tausendfältige art nachgebildet. Die werke dieser nachahmer und kopisten wurden kalt und kraftlos; man entfernte sich von der natur, ohne sich über sie aufschwingen zu können; kurz, die kunst war im abnehmen: als LYSIPPUS erschien, eine neue bahn betrat, und mittel fand, ohne mit einem seiner vorgänger in collision zu kommen, sich den vorzug über seine zeitgenossen, die gunst Alexanders des Großen, und einen ruhm zu erwerben; den keiner von seinen nachfolgern zu verdunkeln vermochte.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der charakter, der ihm mit dem Praxiteles gemein war (nämlich, daß sie sich der *wahrheit* oder der *natur* mehr genähret als ihre vorgänger) dem *Lyfippus* auf eine ganz besondere weise zukam. Dieser künstler scheint weder durch seinen genie, noch durch den zeitpunkt worinn er blühte und die umstände worinn er die kunst fand, aufgelegt oder aufgemuntert gewesen seyn, sich in die sphäre der Heroen und Götter

zu wagen, die schon mit den werken so mancher herrlichen meister erfüllt war. Seine fähigkeit und neigung trieb ihn zu gegenständen, wozu er die originale alle tage vor sich sehen konnte. Ein *Apoxyomenos* (ein mann der sich selbst im bade striegelte) eine *betrunckne flötenspielerin*, haben ihn berühmter gemacht als sein Iupiter zu Argos, oder sein Kupido zu Thesprien. Sein größter Held war ALEXANDER, den er in verschiednen altern und stellungen sehr oft und so sehr zum vergnügen dieses gernseynwollenden Göttersohns arbeitete, daß dieser (wie man sagt) von keinem andern bildgießer noch bildhauer dargestellt seyn wollte. *Lyfippus* bildete auch den *Hephästion*, Alexanders liebling, und seine übrigen freunde ab, alle (wie Plinius sagt) mit vollkommenster ähnlichkeit.

Ueberhaupt entfernte er sich von der manier der alten. Er machte die köpfe kleiner, arbeitete die häre fleissiger, hielt sich in den einzelnen theilen genauer an die natur, machte seine figuren schlanker, nicht so viereckigt, u. s. w.

Als er anfieng aus eignem triebe sich auf die bildnerey zu legen (er sollte anfangs ein grobschmidt werden) war *der Kanon des Polykletus* das modell wornach er studierte. Dies ist wenigstens der sinn der antwort; die er jemanden gegeben haben soll der ihn fragte: wer denn sein lehrmeister in der kunst gewesen? — *Der Doryphorus*, antwortete Lysippus. (*) Und vermuthlich war dies studium, wodurch ihm die genaueste beobachtung des schönsten ebenmâßes mechanisch geworden; die ursache, warum die sehr fleissige beobachtung der Symmetrie (wie Plinius bemerkt) eine der vorzüglichsten schönheiten seiner bilder war.

In der folge aber ermunterte ihn der mahler *Eupompus*, sein landsmann (beyde waren von Sicyon) den ängstlichen weg zu verlassen, auf dem er ewig ein bloßer mechanischer arbeiter geblieben wäre. Dieser Eupompus war einer der berühmtesten mahler seiner zeit, ein rival des Timanthes und lehrmeister des Pamphilus, welcher durch seinen

(*) *Cicero de Clar. Orator. 86.*

nen schüler Apelles berühmter worden ist als durch seine eigne werke. Der junge Lysippus fragte ihn (*) welchen unter seinen vorgängern er sich eigentlich zum muster genommen? Eupompus wies auf eine menge volkes, die eben auf einem markt- platz vor ihren augen wimmelte: „Hier sind meine modelle, sagte der alte mabler; die Natur selbst, nicht den meister muß der künstler nachahmen, der es verdienen will; dereinst selbst unter die meister gezählt zu werden.“ Lysippus ließ sich gesagt seyn — aber die nachbildung der natur war es doch nicht allein, was ihn in der folge so berühmt und beliebt machte.

Wenn ich alles, was uns von ihm gemeldet wird, zusammennehme und vergleiche, so däucht mich es komme so viel heraus: daß er in seinen bild-

(*) Es finden sich bey dieser anekdotē chronologische schwierigkeiten, auf die, meines wissens, noch niemand acht gehabt hat. Wenigstens muß Eupompus, als er dem Lysipp diese antwort gegeben, ein sehr alter mann gewesen seyn.

Wielands kl, profais, Schrift, I, E. N

bildnissen die schönheit mit der ähnlichkeit zu *ver-*
einigen gewußt, und in seinen übrigen *freyern*
werken die individuelle Natur mehr in *einzelnen*
schönen theilen als im *ganzen* zum modelle genom-
 men. Er studierte die Natur, ahmte sie nach,
 stellte sie dar — aber nicht wie sie war, sondern
 wie er sie sah und sehen wollte; liefs bey der nach-
 ahmung das fehlerhafte weg, oder wußte es zu *ver-*
bergen; zeigte was an jedem das schönste war, auf
 die weise die dem ganzen die vortheilhafteste schien,
 kurz, *verschönerte seine Originale*, und gab ihnen
 doch so viel von wahrheit und leben, daß sie im
 ganzen *täuschung* hervorbrachten, und also von
 jedem *beym ersten anblick erkannt wurden*. Dies
 war ohne zweifel der wahre grund, warum er so
 viel statuen nach der Natur zu machen bekam, und
 warum sich Alexander von niemand als vom Lysip-
 pus bilden, so wie er sich allein vom Apelles, dem
 mahler der Grazie, mahlen lassen wollte.

Seine werke waren also mit aller ihre natur
 dennoch *eine art von Idealen*; verschönerte einzel-

ne naturen, oder fymmetrifche zufammenfetzungen
 fchöner theile, aus verfchiedenen modellen zu ei-
nem homogenen Ganzen zufammengeschnelzt. Die-
 fer kunft, das Individuelle zu idealifiren (einer
 kunft, wozu mehr gefchmak und urtheil, als ho-
 heit und feuer des geiftes erfordert wird) hatte *Ly-*
sippus eigentlich feinen groffen fuccels zu danken.
 Denn *Demetrius*, der fich *bloß an die Natur* hielt,
 wurde gerade defswegen getadelt — nicht etwan
 weil feine werke flikwerke oder karikaturen waren,
 fondern weil fie *zu wahr, zu getreu nach dem le-*
ben abgeformt waren — *tanquam nimius in veri-*
tate. So gewifs ift es, dafs die Alten fich nichts da-
 von träumen liefsen, dafs kunftwerke defto *fchöner*
 würden, je mehr fie individuellen naturen ähnl-
 lich wären.

17.

Ich habe also = beym fcheine des fchwachen
 lämpchens, das uns die unvollftändigen nachrich-
 ten der alten fchriftfteller von ihren künftlern und
 kunftwerken vortragen = *vier arten* von werken

unterschieden, denen man — insoferne als sie alle, nicht aus unvermögen, sondern aus vorsatz ihrer meister, etwas anders als bloße abbildungen einzelner natur waren, den gemeinfamen namen der IDEALE beylegen kann, und die man, wie mich dünkt, mit unrecht unter diesem geschlechtsnahmen mit einander zu vermengen pflegt:

Wenn wir jedoch auf der andern seite den großen unterschied sowohl zwischen diesen verschiedenen arten selbst, als zwischen dem grade des Genies, welcher einen Iupiter Olympius des Phidias, oder einen Doryphorus des Polykletus, oder eine bloße nachahmung dieses Doryphorus hervorzubringen erfordert war, erwägen: so werden wir finden, daß jener nahme, in seiner edelsten und eigentlichen bedeutung, nur *den bildern idealischer wesen* und auch unter diesen nur denjenigen mit recht zukomme, welche *aus dem höchsten grade künstlerischer begeisterung*, aus der angestrengtesten bestrebung sich über die schönste und erhabenste *sichtbare* Natur emporzuschwingen, entstanden und — wie
der

der römische Plato in der obenangezognen stelle sagt — nach einem in der seele des künftlers erzeugten urbilde mehr als menschlicher vollkommenheit gebildet worden.

Nach diesem begriffe ist noch immer ein großer unterschied zwischen dem was in bildung der griechischen Götter und andern fabelhaften naturen *conventionell*, d. i. dem, was, nach den einmal angenommenen begriffen, jeder Gottheit *eigen* und allen Göttern *gemein* war, (*) und zwischen der Idee, nach welcher ein Phidias unmittelbar seine Minerva oder seinen Iupiter bildete. Eine statue des Iupiters, der Venus, des Apollo, u. s. w. konnte sehr gewissenhaft nach der vorschrift dessen was man *Götter - Ideal* nennen kann gearbeitet seyn, und

N 3

dem

(*) Dies *allgemeine und besondere Götter - Ideal*, welches ich, ungeachtet es sich auf sehr richtige und feine objektive begriffe gründete, darum weil es für die künftler, vermöge einer stillschweigenden übereinkunft, gesetz war, *conventionell* nenne, hat Winkelmann bekanntermassen, in der Gesch. der Kunst eben so ausführlich als gelehrt und scharfsinnig abgehandelt.

dem ungeachtet unter den grossen meisterstücken, die ich vorzugsweise Ideale nenne, keinen platz verdienen. Dies bedarf keines weitem zeugnisses als des augenscheins mancher antiker Apollo's und Bacchus und Dianen und Grazien und Venusbilder, welche, bey aller ihrer *conventionellen Deitüt*, sehr wenig geschickt sind unsre einbildungskraft in den Homerischen Olympus zu versetzen.

18.

Aber — höre ich sagen — auch ihr, mit allem was ihr uns schon in etlichen bogen von Idealen und urbildern vorsagt, habt uns noch immer keinen *deutlichen begriff* davon gegeben, was ihr unter dieser Idee, diesem urbild, dieser *eximia quadam specie pulchritudinis*, die z. b. in der sêle des Phidias fafs, als er seinen Iupiter bildete, verstanden wissen wollt. Gebt der wahrheit die ehre und bekennet: dafs es entweder ein *gespenst* ist, das gerade so viel grund in der natur hat als alle andere *gespenster* — teutsch zu reden, dafs ihr und euer Ci-
pero

cero selbst nicht recht wißt was ihr sagt; oder daß dieser so hochgepriesne Jupiter Olympius — von dem ihr ohnehin gut reden habt, da niemand hingehen und sehen kann was an der sache ist — weder mehr oder weniger war, als „eine zusammen-
 „schmelzung von gesehenen Wirklichkeiten, und im
 „grunde doch nichts besser als *Karikatur* und un-
 „befriedigendes *nachhinken* der Kunst, der ewigun-
 „natürlichen Kunst, nach der unendlichmal schö-
 „nern Natur der schönern und bessern menschen,
 „mit denen das land der Pelasger in den goldnen
 „zeiten des Perikles geziert war.“ (*)

19.

Nun, ja dann! wir wollen bekennen was zu bekennen ist. Am ende — behalte auch recht wer da kann! — bleibt doch immer *Gott allein die Ehre*, und niemand in der welt kann ein Interesse darunter haben, *die Kunst mit der Natur zusammenzuheben*, oder die eine auf kosten der andern zu erheben. Denn — was wir nicht vergessen wollen — auch die

N 4

na-

(*) *Physiogn. fragm. l. c.*

natur von der diese ganze zeit über die rede war, ist ja wahrlich *nicht die Natur selbst*, sondern 'blofs die natur *wie sie sich in unsern augen abspiegelt* — und dies rückt natur und kunst um ein beträchtliches näher zusammen. Es wäre freylich ein lächerlich beginnen, wenn ein erdenklos sich hinfetzen und aus thon oder stein — mit unserm Herrn Gott in die wette Menschen machen wollte. Aber der versuch ein schattenbild (und das sind doch wohl alle unfre sinnenbilder?) nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts das die kraft der menschheit übersteigt? Und dafs der menschliche Geist — DEUS IN NOBIS I — fähig sey sich etwas schöneres, reineres und vollkommeneres zu denken, als diese durch die *Peccata Mundi* von mehr als hundert generationen gedrückte, angestekte, verpfuschte und verhunzte menschengesichter und menschenleichenname, wie sie nun bereits einige tausend jahre auf diesem garstigen erdklumpen herumkriechen — ist weder eine ungereimte noch gottlose und dem schöpfer der natur — der (so viel ich weifs) auch der schöpfer der kunst ist — zu nahe tretende behauptung.

Ich bekenne also vor allen dingen, dafs es wenn man von dem *Jupiter Olympius* des PHIDIAS spricht, ein schlimmer umstand ist, ihn nicht selbst gesehen zu haben. Da nun aber diesem übel nicht abzuhelpen ist, so kömmt es izt nur darauf an, wie viel wir die zeugnisse und urtheile derjenigen, die das glück hatten ihn gesehen zu haben, gelten lassen wollen oder nicht; und hierin läst sich freylich niemanden etwas vorschreiben.

Aber dies wenigstens ist gewifs, dafs unter allen, die von diesem wunder der kunst als *Epop-ten* reden, keiner sich so ausdrückt, dafs man nur auf die vermuthung kommen kann, er habe es für ein aus *nachbildung lebender Originale* entstandnes werk gehalten. Wäre dies der fall gewesen: welcher unter allen Griechen mit denen Phidias lebte, hätte mehr anspruch haben können zum modell eines *Jupiter Olympius* zu dienen, als eben dieser *Perikles Olympius*, den die theaterdichter seiner

zeit so gerne — nicht zum spott, sondern aus demokratischer eyfersucht — mit dem beherrscher des Olympus zu vergleichen pflegten? Und bedenken wir noch, daß Perikles der gönner, der beschützer, der freund unsers künftlers war: wie *glaublich*, daß Phidias diese gelegenheit ergriffen haben werde, ihm auf diejenige art, die seinem stolz am meisten schmeicheln mußte, die Cour zu machen? — Allein so *glaublich* es immer seyn mag, so gewiß können wir uns darauf verlassen, daß Phidias der mann nicht war, dem so ein gedanke nur im traum einfallen konnte — Und daß die Griechen, der Colossalischen vergrößerung ungeachtet, den *Donnerer von Athen* ersten blicks erkannt haben würden, wenn ihm der *Olympische* nur einigermaßen ähnlich gesehen hätte, dürfen wir gleichfalls keklich glauben. Hätten sie ihn aber erkannt, traun! sie würden die entdeckung nicht verheimlicht haben. Jeder komödienschreiber hätte geeilt, der erste zu seyn der seinen lieben landesleuten ins ohr sagte: „sie möchten vor der majestät dieses vermeynten lupi-
 ers nicht zu sehr erschrecken; es sey nur Perik-
 les

les des Xantippus fohn, Schinokäphalos oder der Zwiebelkopf zubenahmset, neun oder zehnmahl größer und dicker als er unter seinem eignen nahmen zu seyn pflege, und, um die griechischen ganshäupter zum besten zu haben, in einen Iupiter travestiert.“ — Man sieht klärlich, es konnte das nicht seyn. Es bleibt also nichts weiter übrig, was uns die erzeugung dieses Iupiters erklären kann, als — daß wir annehmen, er sey entweder aus *zusammenschmelzung* entstanden, oder — nach *einem gespenste* gebildet worden,

21.

Was die zusammenschmelzung betrifft, so kan ich mir eine *zweyfache art* derselben denken. Es ist nemlich entweder *der künstler*, der die operation vornimmt, oder *mutter Natur* verrichtet sie eigenhändig. — In jenem falle kann wohl so etwas wie der Doryphorus des Polyklet oder ein Lysippischer Iupiter draus werden: aber daß ein solches flickwerk, aus fragmenten einzelner griechenköpfe und griechenkörper, so symmetrisch als
man

man immer will, zusammengefezt, die groſſe würkung hätte thun können, die der Iupiter des Phidias (obenbemeldtermassen) wirklich gethan hat, ſcheint mir ſo wenig glaublich, daß ich (wenn kein ander mittel iſt) lieber annehmen will, die Natur ſelbſt, in ſo fern ſie in der Imagination der menſchenkinder ihr verborgnes werk und weſen hat, habe die zuſammenschmelzung vorgenommen. Daß ſie eine ſolche ſchmelzerin iſt, wird niemand läugnen: allein wie ſie es dabey anfangt, iſt ein geheimnis, das uns (meines wiſſens) noch kein Pſycholog begreiflich gemacht hat.

Und die ſache bleibt alſo noch immer ſo dunkel als zuvor, und wir mögen uns wenden und winden wie wir wollen, ſo werden wir genöthigt ſeyn zu bekennen: daß Phidias nach einer in ſeiner ſeſe ſchwebenden *Idee* gearbeitet habe. *Wie er zu dieſer Idee gekommen*, wird dadurch nicht deutlicher wenn wir ſagen: ſie ſey eine zuſammenschmelzung geſehner wirklichkeiten — und im grunde verliehren wir nichts dabey, wenn wir ſie *ein geſpenſt* ſchelten laſſen, und geſtehen, daß wir von der erſchei-

ſchei-

scheinung dieser art von gespenstern in den köpfen der dichter, bildner und mahler eben so wenig verstehen, als von dem gespenste das dem Brutus zu Philippi erschien, oder von irgend einem andern gespenste, Geiste, Kobolt und andern einwohner der unsichtbaren welt, wes namens, standes und würden er seyn mag, der jemals einem sterblichen erschienen ist vom anbeginn der dinge bis auf diesen tag. Ich trage vor herrn *Johann Locke* und seinem grossen grundsatze *Nihil est in intellectu &c.* alle gebührende achtung. Die Epikuräer und viel andrer ehrlicher leute haben ein pâr tausend jahre vor ihm eben so viel davon gewußt als er. Aber, trotz diesem grossen Axioma, womit man (*wie mit dem Escalibor des königs Artus*) auf einmal so grosse stücke herunter hauen kann, wird auch von der *kleinen welt in unserm hirnkasten* ewig wahr bleiben, was Shakespears Hamlet von himmel und erde sagt: „es giebt gar viele dinge da, wovon sich unsre philosophie nichts träumen läßt.“ Es ist eitle mühe, alles was in dem geheimnißvollen abgrund unsrer sich selbst so wenig

be-

bekannten sêle vorgeht, so mechanisch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die bewegung eines bratenwenders erklären kann. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, daß ich als ein knabe von vierzehn jahren, und auch schon lange zuvor, bey äußern veranlassungen, die auf tausend andre nichts dergleichen wirkten, gespenster und erscheinungen aus der idealischen welt in meiner sêle sah, die ich mir selbst weder aus zusammen-schmelzung oder association meiner damaligen sensationen noch aus irgend einer andern ursache erklären kann. *Denn kunstwörter, alte oder neugeschmiedete, erklären nichts.*

Aber *müssen* wir denn alles erklären wollen? und ist es nicht genug, wenn wir wissen so ist die sache! — Man sage mir nicht, das heiße ohne noth die weislich verbannten *Qualitates occultas* zurückberufen; denn ich will nichts damit erklären; ich will nur daß man nicht durch unzulängliche Data, und durch heischesätze, denen man mehr ausdehnung giebt als sie haben, zu erklären

Meyer

meyne was sich nicht erklären läßt. Der weg des Genies ist der fünfte zu den vier wegen, die dem König SALOMO zu wunderlich vorkamen (*Sprüchw. Sal. cap. 30. v. 18. 19.*) Aristoteles und zwanzig andre konnten wohl über die werke *Homers* philosophiren; aber keiner von ihnen hat uns noch ein recept geschrieben, wie man eine Ilias machen kann, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers schädel entstanden ist. Warum sollte es mit dem Iupiter des Phidias nicht eben so seyn? —

Ich habe oben schon, wie billig, anerkannt, daß die schöne (wiewohl nicht eben schönere) Natur, und die gelegenheiten sie mehr zu ihrem vortheile zu sehen, nothwendig das ihrige zu den schönen Ideen der griechischen künftler beygetragen haben müsse. Was ich läugne ist nur, daß dieser umstand *soviel*, daß er *alles* dabey gethan habe. Denn, that er alles: warum machten die andern künftler nicht auch so herrliche werke wie Phidias? Warum gab es unter den griechischen bildnern und mahlern, die doch alle die nehmliche

Natur um sich hatten, nur einige wenige, deren werke grofse wirkung thaten?

Man wird antworten: es verstehe sich von selbst, dafs der mann, der etwas grosses hervorbringen wolle, auch die fähigkeit, die Natur zu empfinden, aufzufassen, ihre mannichfaltigen schönheiten in seiner sêle zu concentriren und wieder in seinen werken auszustralen, in einem hohen grade haben müsse. Aber da sind wir wieder in der region der dunkeln begriffe, und wissen vom *Wie* des Phänomens, das erklärt werden soll, gerade so viel als zuvor.

23.

Soll ich mit aller bescheidenheit meine meynung von der sache sagen? — Die *Imagination* eines jeden menschenkindes, und die *Imagination* der *dichter* und *künstler* insonderheit, ist eine dunkle *werkstatt* geheimer kräfte, von denen das *Abc* buch, das man *Psychologie* nennt, gerade so viel erklären kann als die *Monadologie* von den ursachen der *vegetation* und der *fortpflanzung*. Wir sehen erschei-
nun-

nungen — veranlassungen — mittel — aber die wahren ursachen, die kräfte selbst, und wie sie im verborgnen würken, — über diesem allem hängt der heilige schleyer der Natur, den kein sterblicher nie aufgedeckt hat. — „Hättens nicht die beyden kleinen hitzigen hengste gethan und der tollbrägen vom Postillion, der sie noch dazu antrieb, der gedanke wäre mir nicht in den kopf gekommen. — „Er schnaubte daher wie ein bliz „ — sagt TRISTRAM SHANDY. (*) Dies ist die allgemeine geschichte, wie dichter, bildende künstler, komponisten, und alle das volk von scharfen behenden sinnen und feuerfangender Imagination, zu ihren schönsten Ideen, ihren glücklichsten erfindungen kommen. — Eine veranlassung von innen oder aussen ist freylich immer da; aber in neunzig fällen unter hundert möchte ich den sehen, der mir erklärte wie *just diese* wirkung aus *dieser* veranlassung, *dieser* vermeynten ursache entstehen konnte? — entstehen mußte? —

24. In-

(*) S. 5 Th. I cap. von anfang. Nach der Bo-
dischen übersetzung.

Wielands kl. profais. Schrift. I. B. O

Indessen läßt sich zuweilen doch wenigstens so viel *historisch* begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die sêle des mannes, der ein außerordentliches werk hervorgebracht, in diese ungewöhnliche begeisterung, erhitung und erhöhung ihrer kräfte gesetzt worden, worin sie fähig seyn konnte, die Idee zu empfangen, wovon sein werk die nachahmung ist. — Und dies ist, soviel ich weiß, auch der fall beym Iupiter Olympius des Phidias.

Ehe ich mich in die erzählung dieser umstände einlasse, muß ich meine leser bitten, bey dem namen PHIDIAS sich so lebendig als ihnen möglich ist einen mann zu denken, der mit dem genie der kunst gebohren war — einen mann, der in vergleichung mit seinen lehrmeistern *ein Gott* scheinen mußte — der nicht etwann ganz gemächlich von der neunzehnten stufe zur zwanzigsten hinauffstieg, wozu es freylich nicht viel mehr braucht als daß man den einen fuß lüpfe und den andern nachziehe: sondern der den gewaltigen raum zwischen seinen vorgängern

gern

gern und dem gipfel der kunst mit zwey oder drey riesenschritten verchlang — einen mann der ein eben so großer architekt als bildhauer war — der immer nichts als große werke unternommen und ausgeführt hatte, und dem es also, von natur und gewohnheitswegen, zuletzt wie mechanisch werden mußte, alles was er dachte und machte groß zu denken und zu machen — kurz, den mann, dem es (wie *Quintilian* in der oben angezogenen stelle sagt) leichter war Götter zu bilden als menschen; und der zu allen den wundern, womit er unter der stätsverwaltung des Perikles die stadt Athen verherrlicht hatte, keinen außerordentlichen anlauf zu nehmen, und um selbst seine Minerva, den stolz der Athenienser, hervorzubringen, nur seine gewöhnliche stärke anzuwenden brauchte.

Und nun — wenn solch ein mann, von der edelsten art von *rache* angeflammt, und in der angestrengtesten *eyfersucht* mit sich selbst alle seine kräfte zusammennimmt, ein werk zu schaffen, das alle seine vorherigen *auslösche*, — nun denke man, welches ein werk das werden mußte?

Die Athenienser hatten dem Phidias für alle verdienste, die er sich um ihre stadt gemacht, der welt lohn gegeben. Ein grosser mann, ein freund des Perikles, ein mann, neben dem wenige stehen konnten ohne um die hälfte kleiner zu werden als sie waren wenn sie unter ihresgleichen stunden — das alles zu seyn, war freylich in einer so schwankenden *Demokratie* verbrechens genug. Man mußte aber doch einen vorwand haben. Man stiftete also einen gewissen Menon, der unter ihm gearbeitet hatte, auf, ihn öffentlich anzuklagen, dafs er von dem golde, so zu der kolossalischen statue der Minerva gebraucht worden, etwas unterschlagen habe. Allein bey der untersuchung zeigte sich, dafs Phidias die vorsicht gebraucht hatte — *unschuldig zu seyn*, und dafs gerade soviel gold an der statue war, als er den Atheniensen verrechnet hatte. Dies setzte seine feinde in die verlegenheit, ihm zu einem stätsverbrechen zu machen, „dafs einer von „den kriegsmännern in der Amazonen - schlacht, die „er in halberhobener arbeit auf den schild der Minerva gearbeitet hatte, dem *Perikles*, und ein al-

„ter

„ter kahlköpfiger mann, der einen großen stein mit
 „beyden händen aufhebt, *ihm selbst* ähnlich sehe,, —
 und weil es ihm hier nicht so leicht war das gegen-
 theil zu demonstrieren: so wurde er ohne weiters
 verurtheilt, ins gefängniß geworfen, und vermuth-
 lich einige zeit darauf — ungefähr aus eben dem
 grunde, warum Plato die dichter aus seiner repu-
 blik verbannt — des landes verwiesen; oder er fand
 mittel aus dem gefängnisse zu entweichen. (*) Kurz,
 Phidias begab sich nach *Elis*, und wurde werk-
 meister des IUPITER OLYMPIUS.

Rollin's behauptung, daß er bey diesem er-
 staunlichen werke die absicht gehabt habe rache an
 den Athenienfern auszuüben, und ihre Minerva um
 den ruhm zu bringen daß sie das größte sey was
 die kunst jemals hervorgebracht — ist zwar eine blo-
 ße vermuthung; denn sie beruht, meines wissens,

O 3

auf

(*) Dies sagt ein ungenannter scholiast des *Aristo-
 phanes*. *Plutarch* sagt, er sey im gefängniß
 gestorben. Das ist aber, aus verschiedenen
 gründen, nicht glaublich.

auf keinem zeugnisse; aber sie gehört unter die vermuthungen, die man für so gewiss nehmen kann als ob sie gerichtlich erwiesen wären; denn sie beruht auf der menschlichen natur. So beleidigt, wie Phidias von den Atheniensen war, rächt man sich ganz gewiss wenn man kann; und welche rache hätte er nehmen können, die zugleich für ihn selbst ehrenvoller, und für die herrschende leidenschaft der Atheniensen, ihre eitelkeit, empfindlicher hätte seyn können?

Phidias entwarf also den Plan eines werkes, wodurch er alle meisterstücke seiner nebenbuler in der kunst und seine eigne zu verdunkeln hoffen konnte — den vater der Götter und der menschen in seiner herrlichkeit. Es war ein wahres Poëma, und nur den gedanken davon zu fassen brauchte es schon eines so kühnen und solcher kräfte sich bewußten geistes wie der seinige. Aber da er seine hand zur ausführung ausstreckte, erschrak er vor seinem eignen gedanken — fühlte daß er nur ein mensch war, er der es wagen wollte den könig

nig des himmels darzustellen — und sein muth ver-
liefs ihn einen augenblik.

In welcher gestalt, mit welchen zügen, in wel-
cher stellung? dafs jeder der ihn sähe, schauernd
den gegenwärtigen Gott, den vater und könig der
Götter, fühlen und erkennen müfste!

Seine sêle arbeitete tag und nacht an der gro-
fen geburt; stieg vom gröfsten der menschen zum
halbgott — vom halbgott zum Gott auf — strebte
noch höher empor — aber hier — hier sank sie
immer wieder.

Die Idee des Olympischen vaters konnte nicht
durch Abstraktion noch zusammensetzung gebildet
werden; *erscheinen* mußte sie ihm — und sie er-
schien ihm, da er sich's am wenigsten verfah — da
er einst, indem er über den markt gieng, einen
Rhapsodisten das erste buch der Ilias singen hörte.
Im vorübergehen trafen die drey berühmten und
nnübersezlichen verse, in welchen Zevs der flehen-
den Thetis die gewährung ihrer bitte mit einem
winke der augenbrauen und des hauptes, der den

Olymp in seinen tiefen erzittern macht, bestätigt — Diese verse trafen auf sein ohr, oder vielmehr in sein innerstes, und siehe! auf einmal stund die himmlische erscheinung vor seinem geist — und man schliesse auf die vollkommenheit dieser Idee von der wirkung die sie, nach allem was sie durch ihre einlenkung in die materie verlihren mußte, selbst in dem unvollkommenen nachbilde noch immer auf alle anschauenden machte!

Der grofse Erz-Kritikus, *Julius Cäsar Scaliger* ist mir nirgends kleiner, und in seiner windigten aufgeblasenheit verächtlicher, als wenn er diese anekdote (*) lächerlich findet. „Entweder Phidias hat uns, oder die herren die es von ihm erzählen, ha-

(*) Sie gründet sich zwar nur auf die erzählung des Strabo, des Valerius Maximus und des Makrobios — aber, wenn sie auch schlechtere gewährsmänner hätte, so ist, dünkt mich, der innere charakter indelebilis der wahrheit in ihr, der diejenigen welche augen zu sehen haben stärker überzeugt als alles ansehen fremder zeugen.

„haben *ihn* zum narren, sagt er; ich dächte doch
 „Phidias hätte den Homer nicht dazu gebraucht,
 „um zu wissen das Jupiter augenbrauen und härlo-
 „ken kabe.“ — Was ist einem menschen zu ant-
 worten, der alles innern sinnes für geist und leben
 so ganz ermangelt? — Von *dem* kann man wohl
 im eigentlichsten verstande mit *Euripides* sagen, *er*
verstehe nichts von Göttersachen. — Freylich hatten
 zehntausend und zehntausendmal zehntausend leute
 diese nehmlichen verse des Homers singen gehört
 ohne in die kraft derselben einzugehen, und — einen
 Jupiter Olympius zu machen. Aber von allen die-
 sen Myriaden war auch keiner ein Phidias — und
 ein Phidias, der sich gerade in diesen eigensten
 umständen, in diesem drange der sêle, dieser em-
 pfänglichkeit der Imagination befand, wie Er in dem
 augenblicke, da eine solche wunderkraft aus Homers
 Genie in den seinigen übergieng,

25.

Indessen kann ich doch zur steuer der wahrheit
 nicht umhin, zu erinnern, das die groſſe wirkung,

welche dieses in der alten welt so berühmte bild auf alle, die es — mit menichenaugen anfaßen, machte, nicht ganz allein der vollkommenheit des geistigen urbildes, von welchem es abgeformt worden, beygemessen werden könne. Wenn die religion selbst (wie Quintilian sagt) durch die Majestät dieses werkes gewann: so ist nicht weniger zu glauben, daß das religiöse gefühl, womit es von den meisten angesehen wurde, hinwieder dem werke vortheil gebracht, und einen *Nimbus von Göttlichkeit* darüber hergezogen habe, den es, wofern es noch izt stünde, für uns Unglaubige nicht haben würde. Es kommt soviel darauf an, in was für einer stimmung der Imagination man ein ding ansieht! — Auch die Kolossalische Gröfse dieses Iupiters, und *daß* (wenn es erlaubt ist den ausdruck eines Sehers des Gottes der Götter hier anzuwenden) *sein saum den ganzen tempel füllte* — trug unfehlbar nicht wenig bey, den anschauenden diesen schauervollen eindruck als wie von der unmittelbaren gegenwart des Gottes zu geben. Aber was diesen eindruck nothwendig bis auf den höchsten grad der möglichkeit treiben muß-

musste, war dies: dass der Olympische Jupiter nicht etwa, wie die gewöhnlichen bilder der Götter, *allein* da stand: sondern dass er, wie mitten im Olympus, hoch auf seinem throne sitzend und umgeben von den übrigen himmlischen Gottheiten (deren subordination unter ihn durch ihre stellung und verhältnissmässige grösse sichtbar wurde) dargestellt war.

Auch sogar die trockne beschreibung die uns Pausanias (der kälteste unter allen die jemals ihren mund aufgethan haben von kunstwerken zu sprechen) in seiner flachen reisebeschreibers manier davon hinterlassen hat, ist hinlänglich, jedem leser, dessen Imagination nicht eben so frostig ist, einige ahnung von dem erstaunlichen effekte, zu geben, den das Ganze dieser gewaltigen komposition auf den ersten blik machen musste. (*)

26. Doch

(*) Die flache art, wie dieser äusserst unpoetische mensch von allen herrlichkeiten des Olympischen tempels spricht, ist darum kein beweis, dass er nicht davon gerührt worden. Im gegentheil, ich stelle mir ihn vor, wie er mit weit ofnen augen, seine schreibtafel in der hand, da stand
und

Doch — so wenig ich auch vielleicht mit allem was ich bisher über die Ideale der Alten vorgebracht, gesagt haben mag — so viel ich selbst noch darüber zu sagen hätte, oder ein andrer, der des alterthums und seiner überbleibsel kundiger ist und tiefer sieht als ich, darüber sagen könnte — es ist zeit aufzuhören. Alles läuft am ende doch in diesen dingen auf hypothese, und die besondere art wie jeder sie sieht, faßt und zusammenstellt, hinaus. Drey oder vier statuen von denen man gewiß wüßte sie seyen aus *der Epoche des Perikles*, — bloß die

NEME-

und gaffte, und vor lauter erstaunen nicht wußte wo er anfangen sollte, und seinem leibe endlich keinen rath fand, als alles, stück für stück, in der nehmlichen verwirrung die in seiner seele herrschte, aufzuschreiben. Was ihn am meisten am ganzen werke gerührt zu haben scheint, war die kostbarkeit der materialien, die verschwendung von gold, elfenbein, ebenholz und edelsteinen, der schimmernde thron u. s. w.

NEMESIS des *Agorakritus*, (*) die *SOSANDRA* des *Kalamis* (**) und der *AMOR* und die *VENUS* des *Praxiteles*, mit einem einzigen von den vielen wunderwerken des *Phidias*, würden uns ganz andere aufschlüsse geben, als alles was man izt â priori, oder aus den noch vorhandnen alten kunstwerken, und aus dem was uns die autoren davon sagen, schliessen und vermuthen kann. — Meine absicht ist erreicht, wenn ich einige meiner leser selbst über die sache zu denken veranlasst habe; und auch eine gründliche widerlegung derjenigen von meinen behauptungen, die ich selbst als problematisch ansehe, würde mir freude machen. Denn was für ein näheres interesse haben wir, als unsrer unwissenheit und irrthümer entbunden zu werden, und Götter und Menschen in ihren werken zu sehen wie sie sind?

(*) Die geschichte dieser Nemesis hat etwas merkwürdiges. Die Athenienser wollten ein bild der Venus haben, um es in den sogenannten Gärten in einen tempel der Venus Urania aufzustellen. Zwey Schüler des *Phidias*, *Alkamenes* und *Agorakritus*, wovon der letzte sein liebling war, arbeiteten

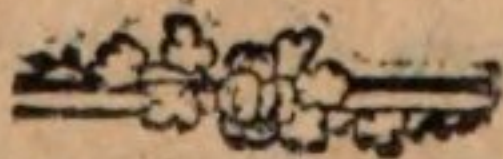
in

in die wette um diesen preis; die Venus des Agorakritus verdiente ihn; aber die Athenienser, die einem Ausländer diese ehre nicht gönnten, erkannten ihn dem Alkamenes, ihrem mitbürger, zu. Agorakritus empfand diese ungerechtigkeit so hoch, daß er sogar nicht mehr leiden konnte, daß sein werk eine Venus heißen sollte. Er nannte sie also NEMESIS; und verkaufte sie mit der ausdrücklichen bedingung, daß sie nie nach Athen gebracht werden sollte. Varro, der gewiss ein kenner war, hielt diese Nemesis für das vollkommenste werk der griechischen kunst. — Der umstand, daß Phidias die letzte hand an die Venus des Alkamenes gelegt habe, ist entweder ein versehen des Plinius oder seiner Kopisten; Es ist wider alle wahrscheinlichkeit. Wenn Phidias einem von beyden geholfen, so war's gewiß dem, der ihm am liebsten war.

(**) Zwey stellen des LUCIAN geben von dieser Sosandra eine außerordentlich große meynung. Die eine (im 3ten der Dialog: Meretric.) wo die eifersüchtige Philinna sich gegen ihre mutter über die aufführung ihres liebhabers beklagt, der in ihrer gegenwart und um sie zu ärgern die Thais wegen der zierlichkeit ihres tanzes, und ihres geschickten fusses, und ihrer schönen knöchel, und wegen tausend andrer schönheiten ganz ausschweifend erheben hatte; — „nicht anders
ist sagt

„(sagt sie) als ob die rede von der Sofandra des
 „Kalamis gewesen wäre, und nicht von dieser
 „Thais, von der wir ja beyde wissen was an
 „ihr ist, da wir mit ihr baden.“ —

Die andre stelle findet sich in den BILDERN, wo er
 nebst etlichen andern statuen eben diese Sofandra
 auswählt, um aus Zusammensetzung dessen was
 an jeder das schönste war das bild seiner Panthea,
 oder der vollkommenen schönheit, zu entwerfen.
 Lucian nimmt von ihr den ausdruk von holder
 schäm, das leise verborgene lächeln, und die
 anständigkeit und ungesuchte zierde in dem wurf
 ihrer kleidung. (s. WINKELMANN Gesch. der
 Kunst, S. 482. nach der Wiener Ausgabe.)





V.

WAS IST WAHRHEIT?

Diese frage ist dadurch, daß sie schon so manchmal durch den mund eines PILATUS gieng, nicht desto schlechter worden. Wessen augen blinzen nicht wenn er mit dieser frage überrascht wird? Schon tausend und zehntausendmal entschieden, wird sie immer wieder *als ein räthsel* aufgeworfen werden, und in zehntausendmal tausend fällen ein *unauflösbares* bleiben.

Aber, so gewiss dies ist, wehe denen, die eine boshafte freude darinn finden, der schwäche unsers gesichts dadurch zu helfen, daß sie uns vollends blind machen! Das wahreste von allem was jemals wahr genannt worden, ist dies: *daß*, mitten unter allem, trug von erscheinungen, gespenstern und traumbildern, woyon wir umgeben sind, *jeder*
sterb-

sterbliche gerade soviel wahrheit auffassen kann, als er zu seiner eignen nothdurft braucht.

Die wahrheit ist, wie alles Gute, etwas *verhältnismässiges*. Es kann vieles für die menschliche gattung wahr seyn, was es für höhere oder niedrigere wesen nicht ist; und eben so kann etwas von dem einen menschen mit innigster überzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein andrer mit gleich starker überzeugung für irthum und blendwerk hält.

Die übereinstimmung eines gefühls oder einer vorstellung mit den allgemein anerkannten grundwahrheiten der vernunft ist eben so wenig als der zusammenhang einer vorstellung mit allen übrigen welche die gegenwärtige innere verfassung eines menschen ausmachen, ein sicheres merkmal der wahrheit. *Jene* läßt uns weiter nichts als die möglichkeit der sache erkennen: und *dieser* kann eben sowohl bey der wahresten vorstellung fehlen, als bey der täuschendesten zugegen seyn. Begegnet nicht öfters was jedermann für unmöglich hielt?

Wielands kl. prosais. Schrift, I. B. P Und

Und wie oft betrügt die höchste wahrscheinlichkeit? Erweitert sich nicht der kreis der möglichkeiten mit unsrer kenntnis der Natur und mit dem anwachs unsrer erfahrung? Daher, zum theil, die leichtgläubigkeit, die eine charakteristische eigenschaft des hohen alters ist, und, was seltsam scheinen mag, neben dem unglauben besteht, der es nicht weniger ist. Kinder sind leichtgläubig aus unwissenheit dessen was möglich oder unmöglich ist; Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche dinge begegnen gesehen haben, daß ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Iene glauben alles, weil sie das mißtrauen noch nicht kennen: bey diesen ist mißtrauen eine der bittern früchte des lebens, und macht sie eben so geneigt an allem zu zweifeln, als die erfahrenheit auf der andern seite, alles für möglich zu halten.

Die subtileste und kaltblütigste vernunft hat von jeher die subtilsten zweifler hervorgebracht. KARNEADES, PYRRHO, SEXTUS, LE VAYER, BAYLE, HUME, waren männer von großer vernunft — und ich frage einen jeden, der sich nicht

erst

erst seit ehegestern in der welt umgesehen hat, was ist es, als gerade die kaltblütige, spizfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhnische, immer voraussehende, immer räsonnirende vernunft, was von jeher am geschäftigsten gewesen ist, glauben und liebe, die einzigen stützen unsers armen erdelebens, zu untergraben und umzustürzen? — Ich erkenne sehr dankbar alles gute was der mensch diesem innwohnenden strale der Gottheit, dem wir den so sehr gemißbrauchten namen Vernunft geben, schuldig ist: sie kann nichts dafür, daß sophisten und wizlinge von jeher ihren natürlichen gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben; aber da der mensch nun einmal diesen unglücklichen hang hat; wehe ihm, wenn seine vernunft die einzige führerin seines lebens ist!

Man hat sich schon so lange über die leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres licht zum leitstern ihres glaubens und lebens machen. Man hat sie in schimpf und ernste bestritten, zu boden gespottet und zu boden räsonniert. Indessen haben doch unläugbar alle menschen etwas das die

stelle eines solchen innern lichts vertritt, und das
 ist — *das innige bewußtseyn dessen was wir fühlen.*
 Unter allen kennzeichen der wahrheit ist dies un-
 läugbar das sicherste; vorausgesetzt, daß ein mensch
 überhaupt gesund und des unterschieds seiner em-
 pfindungen und einbildungen sich bewußt ist. Be-
 weist einem menschen, seine vernunft sey eine zau-
 berin die ihn alle augenblicke täusche und irre füh-
 re — das wird ihn noch nicht verwirren: beweiset
 ihm, daß er seinen sinnen, seinem innern gefühle
 nicht trauen dürfe — *das* verwirrt ihn! Und wenn
 es möglich wäre daß euer beweis seine volle wür-
 kung auf diesen menschen thäte: so bliebe nichts
 übrig als ihn stehendes fusses ins tollhaus zu führen.
 Zum glück ist der glaube an sein eignes gefühl ge-
 rade das was sich der mensch am schwersten und
 seltensten nehmen läßt — und was sich schwerlich
 irgend ein mensch, so schwach er sey, in irgend ei-
 nem falle nehmen läßt, wo er sich innigst bewußt
 ist daß er gefühlt hat. Das einzige, wodurch er
 dabingebracht werden könnte an der wahrheit sei-
 nes eignen gefühls, d. i. an sich selbst und seinem
 eig-

eignen daseyn zu zweifeln, wäre der fall worein (in einer der Arabischen erzählungen, die herr Galand le Dormeur éveillé betitelt) der Calife Harun Alraschid den armen kaufmann Abou-Hassan durch einen betrug, den dieser unmöglich entdecken konnte, versetzte; der aber auch, unvermeidlicher weise, die folge hatte, dafs Abou-Hassan darüber in raserey verfiel, und nicht anders als durch entdeckung [des betrugs wieder hergestellt werden konnte.

Aber, sagt man, wie häufig sind die fälle, wo ein mensch durch seine sinne, durch sein inneres gefühl betrogen wird? Wo er, ohne darum ganz wahnsinnig zu seyn, für empfindung hält was blofse einbildung ist? Wo er den gegenstand durch das falsche medium der leidenschaft oder des vorurtheils sieht? u. s. w.

Unstreitig sind diese fälle häufig. Und eben so häufig begegnet es, dafs von *zweyen*, die einander durch ihr *gefühl* widerlegen, *beyde* betrogen werden; dafs, während der eine Iupiter ist und die fün-
dige welt mit feuer zu zerstören droht — der andre

uns dagegen seines gnädigen schutzes versichert, weil er Neptunus ist, der durch seine gewässer den brand gar leicht wieder löschen kann. — Aber alle diese fälle vermögen gleichwol nichts gegen die grundfeste des allgemeinen menschenfinnes, und der glaube, den ein jeder an sein eigen gefühl hat, bleibt nichts desto minder in seiner vollen kraft. Ich kann von *der Natur*, von *unsichtbaren mächten*, kurz von *ursachen*, die ich nicht kenne, getäuscht werden: aber so lange ich mir bewußt bin *daß* ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so glaube ich *meinem gefühl* mehr als einer ganzen welt die dagegen zeugte, und als allen philosophen die mir *à priori* beweisen wollten, daß ich träume oder rase.

Freylich ist es ein verdächtiges zeichen, wenn ein mensch in sachen des gefühls eine ganze welt, oder, was nicht viel besser ist, die vernünftigsten leute in der welt wider sich hat? Oder wenn er in sehr zusammengesetzten und verwickelten dingen, in sachen die von scharfer zergliederung, und von combinierung einer menge von begriffen abhängen, wel-

welche selbst wieder resultate von einer menge anderer sind, — es ist, sage ich, verdächtig, wenn jemand in sachen dieser art dem weg der scharfen untersuchung ausweicht, und immer nur auf SEIN gefühl oder UNSER gefühl provociert. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur untersuchung stehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten: wer soll zwischen seiner empfindung und der unsrigen, oder zwischen unsrer vernunft und seinem gefühl oder glauben richter seyn? Wo ist der *Areopagus*, wo sind die *Amphiktyonen*, deren ausspruch man in solchen fällen sich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metaphysischen und ästhetischen dingen, d. i. in sachen wo das meiste auf Imagination und sinnlichkeit ankömmt, wäre das billigste, einen jeden im besitz und genuß dessen was er für wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu lassen, so lange er andre in ruhe läßt. Wer hat ein recht in seines nachbars verzäunung einzudringen und den frieden seiner hausgötter zu stören? Mag doch seine *Melusine* einen fischschwanz unter ihrem rocke tragen; was

geht das andre an? Aber freylich, sobald der mann ins kreuz und die quêre auf allen landstraßen herumreitet, und alle, die da ruhig ihres weges gehen, anhalten und mit eingelegter lanze zwingen will, zu bekennen, daß *seine* Prinzessin schöner ist als die ihrige, oder wohl gar daß sie allein schön, und jedes andre gesicht ein mērkatzengesicht ist — das ist etwas sehr unangenehmes für leute die keine lust haben sich zu balgen; und wiewohl die irrenden ritter, die solche thaten thun, in den augen kluger leute ihre entschuldigung unter dem hute tragen: so mögen sie sich doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter mauleseltreiber und preller fallen, die nicht so fäuberlich mit ihnen fahren.

Die wahrheit (wenn wir noch einen augenblick mit dem gleichniß spielen dürfen) flieht vor der keuchenden verfolgung ihrer feurigsten liebhaber um in die arme dessen zu lauffen der sie weder erwartete noch suchte. Der einfältigste menscheninn findet sie am ersten, und genießt ihrer, wie der luft die er athmet, ohne daran zu denken. Der grübler,
der

der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann das sie ihm so nahe sey. Und sobald ihrer zwey sich über ihren ausschliessenden besiz in die häre gerathen, so darf man sicher rechnen, das sie es ihnen macht, wie Angelika den beyden rittern im Ariosto: während das die tapfern männer sich bey den köpfen haben geht die Dame davon, und lacht über beyde.

Ist dies bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein anders das eben so gut zur sache paßt. Die WAHRHEIT ist weder hier noch da — Sie ist, wie die Gottheit und das licht worinn sie wohnt, *allenthalben*; ihr *tempel* ist die NATUR, und wer nur fühlen, und seine gefühle zu gedanken erhöhen, und seine gedanken in ein ganzes zusammenfassen und ertönen lassen kann, ist ihr *Priester*, ihr *Zeuge*, ihr *Organ*. Keinem offenbart sie sich ganz; jeder sieht sie nur stükweise, nur von hinten, oder nur den saum ihres gewandes; aus einem andern punkte; in einem andern lichte; jeder vernimmt nur *einige* laute ihres göttermundes, keiner die *nehmlichen* —

Und was haben wir also zu thun?

Anstatt mit einander zu hadern, wo die wahrheit fey? wer sie besitze? wer sie in ihrem schönsten lichte gesehen? die meisten und deutlichsten laute von ihr vernommen habe? — laßet uns im frieden zusammengehen, oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten baum hinfitzen, und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat, oder glaubt gesehen zu haben; und ja nicht böse darüber werden, wenn sichs von ungefehr entdekt daß wir falsch gesehen oder gehört, oder gar (wie es brünstigen liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) *eine wolke für die Göttin umarmt haben.*

Vor allem aber, lieben brüder, hüten wir uns vor der thorheit, unfre meynungen für Axiome und unumstößliche wahrheiten anzusehen, und andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher harter ton um den *ton der unfehlbarkeit*; aber es giebt einen der noch unausstehlicher ist — *der ton eines Energumenen*, der, auf dem heiligen dreyfusse sitzend, alle seine reden als Göttersprüche von sich giebt

giebt. — Bescheidenheit kann uns vor dem einen und vor dem andern sicher stellen.

Wenn ein mann auch so alt wäre wie Nestor, und so weise wie siebenmal Sieben Weise zusammengenommen, so müßt er doch — eben darum weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: das man immer weniger von den dingen begreift je mehr man davon weiß; das, gegen *Eine lichte stelle* die wir in der *unermesslichen nacht der Natur* erblicken, zehntausend in *dämmerung*, und zehnmal zehntausend im *dunkeln* vor uns liegen; und das, wenn wir auch von diesem erdklumpchen, das wie ein ungeheures weltall vor uns liegt, uns bis zur sonne aufschwingen, und in ihrem lichte dies ganze Planetensystem mit allem seinem inhalt und zubehör so deutlich übersehen könnten, wie ein mann von der spitze einer terrasse seinen garten überfieht — dies nehmliche *Planetensystem* nun abermal nichts mehr für uns wäre als — *eine lichte stelle in der unermesslichen nacht der Natur*. Und wenn dann der weise mann in einer so langen
 .lehre

lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben diese unermesslichkeit und unbegreiflichkeit, die für uns erdebewohner eine eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen punkte der Natur stralen aus allen übrigen zusammenlauften — und wie unbegreiflich alle diese stralen, beziehungen, aus- und einflüsse aller dinge auf jedes und jeden dinges auf alle, einander durchschneiden und durchkreuzen — und wie unmöglich es also ist, nur eine einzige er- scheinung, eine einzige bewegung oder wirkung eines einzigen theilchens der Natur recht zu erken- nen, ohne zugleich die ganze Natur eben so zu durchschauen wie der in dem sie lebt und webt und ist: — Beym Himmel! ich denke das müßte den weisen mann bescheiden gemacht haben; und es sollte mich nicht wundern, wenn er alle seine urtheile und meynungen in einem tone vorbrächte, den ein mann wie ELIHU, (*) der Sohn Bara-
chiel

(*) Das ist der junge mann im buche Hiob, der, nachdem er dessen ältern freunden lange still-
schwei-

shiel von Bus, des geschlechts Ram, mit allem unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für bären Skeptizismus halten müßte.

Ein anders ist, wenn *ein ESEL*, dem der Herr den mund aufthut, mit zuversichtlichkeit spricht; dafür ist aller respekt zu tragen! denn es ist nicht der Esel, sondern ein Gott (dem es gleichviel gelten kann durch welches Organ er sich hörbar macht) der durch den Esel spricht. Einem Menschen aber — es sey dann er führe den beweis dafs er sich im falle des besagten Esels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten angesichts und des blicks gen himmel der ihm gegeben ist, von zeit zu zeit auf seine füsse zu sehen, und bescheiden zu seyn!

VI. PHI-

schweigend zugehört hatte, und es nicht mehr länger ausstehen konnte, sie so mächtig deraisonnieren und zuletzt doch vor Hiob verstummen zu sehen, endlich im unmuth seiner selen ausbricht, sich der guten sache Gottes anzunehmen, und im eingang seiner rede sagt: denn ich bin der rede so voll, daß mich der odem in meinem bauch ängstet; siehe, mein bauch ist wie der most der zugestopft ist, der die neuen fässer zerreißt — u. s. w.



VI.

PHILOSOPHIE

DIE KUNST ZU LEBEN UND DIE HEILKUNST DER SEELE.

Die menschen haben gelebt, und vielleicht jahrtausende gelebt, eh einer von ihnen auf den gedanken kam, das leben — eine *Kunst* seyn könnte; und, nach aller wahrrscheinlichkeit, ist jede andre kunst, von den künsten Tubalkains an bis zur kunst fliegen zu fangen (von welcher SCHACH BAHAM, ein *Peritus in arte*, versichert, das es keine so leichte sache sey als viele leute sich einbilden) schon längst erfunden gewesen: als endlich die scharffsinnigen *Griechen*, mit andern schönen wissenschaften und künsten, auch diese berühmte *Kunst zu leben*, PHILOSOPHIE genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in kunstform gebracht, und auf den
höch-

höchsten grad der verfeinerung dessen sie fähig ist getrieben haben.

Bey weitem der größte theil der menschenkin-
der liefs sich nie etwas von einer solchen kunst
träumen. Die leute lebten ohne zu wissen, wie sie
es damit machten; ungefähr wie *Herr Jourdain* (*)
sein lebenslang prose gesprochen hatte, oder wie
wir alle athemholen, verdauen, uns auf mancher-
ley art bewegen, wachsen und gedeyhen, ohne
dass unter tausenden nur einer weifs oder zu wissen
verlangt, nach was für mechanischen gesetzen und
durch welche verbindung von ursachen das alles
geschehe. Und in diesem dicken nebel der unwis-
senheit leben bis auf diese stunde nicht nur alle die
unzähligen völker in Asia, Africa, America und
den inseln des Südmêrs, weisse und olivenfarbe,
schwarzgelbe und pechschwarze, bärtige und un-
bärtige, beschnittne und unbeschnittne, tättoyierte
und nicht tättoyierte, mit und ohne ringen durch die
nase, von den riesen in Patagonien bis zu den gezwer-
gen an der Hudsonsbay, &c. — sondern auch selbst
von

(*) *J. MOLIER'S Bourgeois Gentilhomme.*

von dem größten theile der einwohner unsers aufgeklärten Europa's läßt sich mit gutem fuge behaupten, daß sie von besagter kunst zu leben eben so wenig wissen, und sich eben so wenig darum bekümmern, als das leichtsinnige völkchen in *Otahity*, oder als die halberstarrten bewohner des *Feuerlandes*, die kaum etwas mehr als wandelnde bildfaulen sind.

Das wunderbarste bey der sache ist, daß alle diese menschen, (die, nach einer sehr billigen berechnung, ungefehr das ganze menschliche geschlecht, weniger ein *minimum*, ausmachen) gleich ihren voreltern bis auf *Adam und Eva* -- die von wohlbesagter schönen kunst auch nichts wußten -- dem ungeachtet so herzhaft drauflos leben, als ob sie die größten meister darin wären; ja, daß der größte theil dieser pfuscher sich sowohl dabey befindet, daß, in absicht der sämtlichen wesentlichsten und wichtigsten verrichtungen des menschlichen lebens, nicht leicht einer von den auf- und abgedrungenen meistern und professorn der kunst sich neben ihnen sehen lassen darf.

CICERO sagt irgendwo: „*die Natur sey die beste führerin des lebens, welches vermuthlich soviel sagen soll, sie zeige uns am besten wie wir uns durch dies erdenleben durchhelfen können: — in- gleichem: man könne gar nicht fehlen, wenn man sich von ihr führen lasse.*“ — Darauf müssen sich nun wohl von jeher die menschen verlassen haben. Eben diese Natur (dachten sie) die uns athmen, essen und trinken, hände und füsse brauchen lehrt, u. s. w. lehrt uns auch unsre sinne, unser gedächtnis, unsern verstand, alle unsre übrigen kräfte brauchen; lehrt uns auch was sich für uns schikt oder nicht. Es bedarf nur so vieler aufmerksamkeit, als uns jeder gegenstand selber abnöthigt: so sehen oder fühlen wir, ob er freund oder feind ist. Unsre nase und unsre zunge lehren uns, ohne allen andern unterricht, welche fruchte, kräuter, wurzeln u. s. w. gut zu essen sind; im nothfalle lehrt es uns auch wohl der hunger ohne viel umstände. Für alle unsre dringenden bedürfnisse hat die Natur gesorgt. Entweder ist die *sache* die wir brauchen schon da — so haben wir, was vonnöthen ist sie zu ergreifen und zu geniessen; oder

wenigstens sind die *materialien* dazu da — so haben wir gerade soviel verstand, und kraft, und natürliches geschicke in unsern gliedmaßen, um sie zu unserm brauch und zwecke zu formen. Was dann aufs erstemal nicht geht, geht beym zehnten oder zwanzigsten; und reichen zwey arme nicht, so werdens vier, sechs oder achte zu stande bringen. Jeder neue versuch setzt etwas zu unserm begriff von der sache und zu unsrer geschiklichkeit zu; wir lernen durch irren und fehlen, und werden meister durch übung, ohne zu merken wie es zugegangen ist. Und eben diese Natur, die uns so weit bringt, verbirgt immer vor uns, was zu weit von uns liegt als dafs wirs, da wo wir sind, erreichen könnten; lehrt uns zufrieden seyn mit dem was wir haben, macht uns durch unwissenheit glücklich, und hat uns diese wohlthätige *trägheit*, worüber die weltverbesserer täglich soviel klagens erheben, (*) blofs da-

(*) Die weltverbesserer klagen über die *trägheit* der menschen ungefehr aus eben dem grunde, warum die wucherer immer über nahrungslose zeiten klagen, und meistens, wenn die zeiten am

dazu gegeben, damit wir nicht, vor ewiger unruhe
unsern zustand zu bessern, aus dem regen in die
trauffe gerathen, und es uns nicht alle augenblicke
ergehe wie jenem, der, um sich besser zu befinden,

Q 2

sich

Am besten sind. Es ist natürlich, daß ein mann,
der sich bewußt ist, daß er einen herrlichen ent-
wurf zur verbesserung des zustandes eines gan-
zen volkes gemacht hat, seine Idee gerne reali-
sirt haben möchte: so wie einer, der ein schau-
spiel gemacht hat, es gerne aufgeführt sieht.
Alle köpfe, meynt er, sollten sich also geschwin-
de nach dem seinigen drehen, und alle arme
nach seinem winke rudern. Thun sie es nicht
(wie dies dann gemeiniglich der fall ist) so
schmäht er auf die trägheit der menschen; und
das ist ihm zu verzeyhen, weil er dabey ver-
liehrt. Aber diese nemliche trägheit schützt die
leute vor der gefahr alle augenblicke das opfer
eines projekts und einer angeblichen verbesse-
rung unwissender Adepten zu werden; und dies,
denke ich, ist ihnen auch zu verzeyhen, weil
sie dabey gewinnen. Denn selten bezahlt das
zehnte project, wenn es auch anschlägt, den
schaden von den neunten, die fehlgeschlagen ha-
ben.

sich zu todt arzneyte, und zur grabschrift erhielt:
Per far meglio, sto qui.,, ()*

SO lehrt die Natur alle menschen leben, die der guten mutter nicht aus der lehre und zucht gelaufen sind, und in allen dem ist, wie ihr seht, *keine kunst. Es ist die leibhafte Natur selbst.* Das berühmte QVAM MULTIS NON EGEO (***) jenes alten Weisen ist die angebohrne philosophie aller Samojeden, Lappen, Esquimaux, u. s. w. in der es die Neu-Holländer, oder Neu-Wallisser (wie sich die ehrlichen leute nach willkühr der gebietenden herren mit den feurröhren nennen lassen müssen) am weitesten gebracht zu haben scheinen. Man komme nicht und sage: ein solches leben sey *austern-leben.* Nennt es, wenn ihr wollt, *fortdaurende kindheit:* aber ehret die Natur, die diese ihre kinder auf dem *kürzesten weg* zu jenem *glücklichleben* (beate vivere) führt, wohin wir aufgeklär-

(*) *Weil ich mich besser befinden wollte, befinde ich mich hier.*

(***) *Wie vieles bedarf ich nicht!*

klärten leute, vor lauter menge der wege die dahin führen, so selten oder gar nie gelangen können.

Der weise THEOPHRAST (nicht *Paracelsus*, sondern der schüler und thronfolger des göttlichen Aristoteles) lebte 90 jahre, und als er nun zu sterben kam, beklagte er sich über die Natur: „dafs sie dem menschen so wenig zeit zum leben gegeben habe, und ein ehrlicher kerl gerade dann sterben müsse, wenn er die kunst zu leben endlich in etwas ergriffen habe. „ — Wo hat ein *Neu-Holländer* jemals eine so unbillige beschwerde geführt? Wenn er, hundert jahre alt geworden (das bey ihnen nichts seltnes ist) so hat er just *hundert jahre gelebt*, und steht von dem gastmale der Natur gesättigt auf — und wahrlich von einem gastmale, wo die Natur so schlecht zu essen giebt, dafs der strengste kandidat der heiligsprechung ohne bedenken mithalten dürfte.

Aber — im vorbeygehen zu sagen — ich glaube nichts weniger, als dafs THEOPHRAST die albernheit gesagt habe die man ihn sagen läfst, Die leute an sei-

nem bette verstanden ihn nicht recht, und dann kam irgend ein schulmeister lange hinter drein, wollte sinn draus machen, und machte dafs es eine Sottise wurde. Ich wollte wetten, Theophrast meynte weder mehr noch weniger damit, als: er bedaure, dafs er vor sechzig oder siebzig jahren nicht schon so klug gewesen sey, zu sehen, dafs er sich die mühe ersparen könne das als kunst und wissenschaft zu studiren, was ihn die Natur ohne studium weit besser und sichrer würde gelehrt haben, wenn er einfalt des sinnes gehabt hätte auf sie zu merken. — Nicht die unschuldige Natur, sondern seine eigne thorheit klagte er an, wie die meisten es in seinem falle zu machen pflegen; wiewohl sie es eben so mehr bleiben lassen könnten: denn wozu hilft reue, wenn man keine zeit mehr hat besser zu machen?

Bey allem dem ist meine meynung keinesweges, der wohlgedachten kunst zu leben ihren werth, soviel sie dessen haben mag, streitig zu machen.

Es ist irgendwo gesagt worden: „die *Kunst* sey im Grunde nichts anders als die *Natur* selbst, die
durch

durch den menschen, als ihr vollkommenstes werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, *unter einem andern namen*, ausbilde und zur vollkommenheit bringe.“ *Wenn* die kunst *das* ist, und *sofern* sie *das* ist, gebührt ihr alle hochachtung. Ja, auch alsdann, wenn sie bloß der geschwächten oder verderbten natur zu hülfe kömmt, ist sie, wie die Arzneykunst, zuweilen wohlthätig, obgleich eben so ungewiss, und oft eben so unvermögend. Wo die natur nicht mehr zum leben hinreichend seyn will, muß die kunst freylich flicken und stützen, kleistern und quaksalben, so gut sie kann. Oder, richtiger zu reden: auch auf diesen fall hat die gute allgemeine mutter für ihr lieblingskind gesorgt; hat mittel in ihren vorrathshammern für jede wunde oder krankheit des äußern und inwendigen menschen, so daß der kunst nichts übrig bleibt als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre mittel sind, je weniger sie daran künstelt, desto besser für den leidenden! Der erfolg aber muß doch immer von der natur allein erwartet werden. Hat sie noch kräfte genug sich an der hand

der kunst anzurichten, gut: wo nicht, so bleibt auch dieser nichts übrig, als den kranken sterben zu lassen, und den todten allenfalls — einzubalsamiren: lebenskraft kann sie nicht geben wo keine ist.

Es ist schon lange, daß man der Philosophie, wegen dieser ähnlichkeiten mit der arzneykunst, den namen *der medicin für die sêle* gegeben hat; und wirklich scheint diese qualification geschikter zu seyn ihr zutritt zu verschaffen, als wenn sie prætension macht uns nach den regeln ihrer kunst leben zu lehren. Denn welcher mensch, der den freyen gebrauch seiner natürlichen kräfte hat, fühlt nicht daß er ohne sie leben kann? Sobald sie sich hingegen nur als *Arzt* anbietet, so wissen die gesunden, daß sie nichts mit ihr zu verkehren haben. Die Indianer in den Inseln der Südsê kennen, wie es scheint, keine arzneyen; aber sie wissen auch nichts von krankheiten. Kleine wunden oder unpäßlichkeiten heilen bey ihnen vonselbst, und an den tödlichen sterben sie — wie wir auch. Und weil sie so glücklich sind, von einer sêle an und für sich betrachtet

kei-

keinen begriff zu haben, sondern ein mensch für sie immer ein *ganzer* mensch ist: so wissen sie auch nichts von *besondern seelenkrankheiten*; und wenn sie ja zuweilen einen anstoss dieser art bekämen, so ist die hunger-kur, wozu sie mehr als zuviel gelegenheit haben, ordentlicher weise das kräftigste heilmittel.

Ist es hingegen bey einem volke mit der Verfeinerung schon so weit gekommen, daß leib und sêle — anstatt daß sie beyde *Eine person* seyn sollten — als *zwey potentaten von verschiednem interesse* behandelt werden, wo (wie bey unartigen ehleuten) jedes *seine eigne wirthschaft* hat: was ist natürlicher als daß aus einer so heillosen ehe böse folgen entstehen müssen? Der mensch ist dann nicht mehr das edle geschöpf, an dem alles sinn und kraft und sêle, oder (so zu sagen) alles körperliche geistig und alles geistige körperlich ist: er ist ein unnatürlicher *Centaurartigen Zwitter von Thier und von Geist*, wo eines auf unkosten des andern lebt; das thier sich bedürfnisse, der geist leidenschaften, entwürfe und endzwecke macht, die der Natur-

Q 3

mensch

mensch nicht kannte; jedes das andre nach vermögen drückt, zerrt, ängstigt und erschöpft, und endlich eine ungeheure menge leibes und sêlenkrankheiten die früchte sind dieser scheidung dessen was Gott zu ammengefügt hat. Da mag nun wohl, wenn das übel aufs höchste gestiegen ist, jene Sêlen-*arzneykunst* ihre hülfe zuweilen mit einiger wirkung anbieten; und entweder *purgando, saignando et clysterizando* diesem oder jenem patienten einige erleichterung — oder, wenigstens durch angenehme *Opiate*, etwas betrügliche *ruhe* verschaffen. Aber man hat doch nie gesehen, dafs sie fähig gewesen wäre, das übel aus dem grunde zu heilen; und man darf kühnlich behaupten: dafs ein volk, das einmal in die hände der beyden Heilgöttinnen gefallen, schon zum voraus unwiderbringlich verloren ist. Nicht eben, als ob man nothwendig von ihren *arzneyen* bersten müfste: sondern, weil, sobald man seine zuflucht zu ihnen nimmt, das übel schon zu weit gekommen ist, um eine völlige wiederherstellung zuzulassen.

Ich sagte vorhin: Die philosophie könne als Arzneykunst für die sêle um so eher ihren plaz behaupten, weil die gefunden dann wisten, dass sie nichts mit ihr zu schaffen hätten. Allein, wie alle künste sich gerne wichtiger machen als sie sind, so hat auch diese ein mittel gefunden, sich aller welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie gesteht nemlich (so, wie ihre schwister, die leibliche arzneykunst) keinem menschen zu, dass er gesund sey. Ihren lehrsätzen und ihrem Ideal von gesundheit nach, ist die ganze erde ein groses Narren- und Siechenhaus, und nicht einer befindet sich wohl genug, um ihrer vorschriften entbehren zu können. Zum glück ist dies eine prätenzion die man ihnen nicht gelten lässt. Die Natur weifs nichts von Idealen. So lange ein mensch sich gesund fühlt, hat er auch recht sich für gesund zu halten; und, ohne sich zu bekümmern ob jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein gesunder, und liest keinen buchstaben von allen den gelehrten Dissertationen, worin ihm

ihm die herren beweisen, dafs er unmöglich gesund seyn könne. Es giebt freylich fälle, wo ein kranker eben darum desto gefährlicher krank ist, weil er sein übel nicht fühlt; aber diese fälle sind höchst selten, und können dem grossen hauffen der sich wohl befindenden an ihrem wohl hergebrachten rechte gesund zu seyn keinen abtrag thun.





VII.

ETWAS

VON DEN ÄLTESTEN

ZEITKÜRZUNGS-SPIELEN.

Die erfindung der *Würfel*, und eines andern bey den Griechen üblichen, spieles, welches mit unserm *kegelschieben* einige ähnlichkeit hat, wurde keinem geringern als dem erfinder aller künste und wissenschaften, dem THEUT oder HERMES (Merkur) der *Egypter* zugeschrieben. Wir haben davon das zeugnis des PLATO, der in seinem *Phädrus* dem Sokrates eine unterredung zwischen diesem *Theut* und dem Egyptischen könige *Thamus* in den mund legt, welche er, ohne seinen gewährsmann zu nennen, gehört zu haben vorgiebt. So wenig beweiskraft diese stelle hat, so beweist sie doch,
daß

dafs die erfindung dieser spiele sich in dem grauesten alterthum verliert.

Ein anderes bey den Alten sehr übliches *Fingerspiel*, welches die Franzosen *la Murre*, die Italiener *la Mora*, die Lateiner *digitis micare* nennen, und welches, aller vermuthung nach mit einer gewissen sehr alten art mit den fingern zu rechnen, zusammenhieng, soll die schöne HELENA, um sich und den Trojanischen Damen während der langweiligen belagerung von Troja die zeit zu vertreiben, erfunden haben. Diese art zu rechnen, die, weil sie die natürlichste ist, vermuthlich auch die älteste war, wurde nach und nach immer weiter und endlich so weit getrieben, dafs man durch die verschiedene articulirung und stellung der finger bis auf eine million zählen konnte. (*) Ich vermuthe also, dafs

(*) Der berühmte BEDA, VENERABILIS zugehört, ein Brittischer Mönch, der im 7ten jahrhundert gelebt hat, und der gelehrteste mann seiner ungelehrten zeit war, hat einen tractat über diese art zu rechnen geschrieben, nach dessen anweisung ein gewisser Iohann Bogard die

dass das Feine dieses spiels in der behendigkeit bestanden habe, womit man mit den fingern gewisse zahlen andeutete, die der andere eben so behende errathen musste. Doch wird es auch auf eine art, welche keine kenntnis der fingerrechenkunst voraussetzt, gespielt: indem man blos so behende als möglich mehr oder weniger finger auf und zu klappt, und den andern *gerad oder ungerad?* rathen lässt. Von welcher dieser spielarten die schöne tochter der LEDA erfinderin gewesen seyn mag, kann ich nicht sagen; immer ist gewiss, dass derjenige, der ihr diese erfindung zugeschrieben, den Prinzen, Rittern und edelen Herren am hofe des alten Priamus wenige ehre dadurch angethan hat.

Auf der andern seite soll PALAMEDES, im lager der Griechen vor Troja, zur gemüthsergötzung der griechischen feldherren und officiers, denen die
 zehn-

die sämtlichen figuren derselben von I bis 1000 000 in kupfer gestochen i. J. 1544. zu Paris herausgegeben hat; aus welchem werke sie seitdem in verschiedene andre, die von den Geheimen künsten handeln, gekommen sind.

zehnjährige belagerung dieser stadt, wie es scheint, nicht weniger müßige stunden liefs als die blockade von Gibraltar den spanischen, die nehmlichen spiele erfunden, oder vielleicht nur eingeführt haben, welche Platon dem egyptischen Theut beylegt.

Herodot (den die treuherzige art, womit er seine mährchen, so wie er sie gehört hatte, nacherzählt, in den augen verschiedner historischer kunstrichter nur desto glaubwürdiger macht) schreibt die erfindung der meisten ergötzungsspiele, die bey den Griechen üblich waren, einem uralten Lydischen könige, namens *ATYS* zu, der, nach *Frerets* ausrechnung wenigstens dritthalbhundert jahre vor dem Trojanischen kriege gelebt hat. Eine grosse hungersnoth hatte das reich dieses fürsten aufs äußerste gebracht. Die unmöglichkeit der gemeinen noth abzuheffen, veranlafste ihn endlich auf ein mittel zu denken, dem volke wenigstens das gefühl seines elendes zu benehmen. Zu diesem ende erfand er (vermuthlich mit hülfe seiner minister, philosophen und schönen geister) die besagten spiele, als ein
zer

zerstreuungsmittel, das durch die leidenschaften welche mit ins spiel gezogen werden, geschickt schien, ihre aufmerksamkeit von den gedanken an ihren zustand abzukehren. Das volk wurde in zwey klassen abgetheilt; welche tag um tag entweder zu essen bekamen oder spielten. Heute spielte die eine klasse während die andre gespeist wurde; den folgenden tag wurde der tisch für die gestrigen spieler gedeckt, und jene mußten indessen ihrem magen mit würfeln oder ball schlagen die zeit vertreiben. Herr Freret, der dieser anekdote in seiner abhandlung über die zeitrechnung des lydischen reiches erwähnung thut, meynt, es sey nicht natürlich, eine hungersnoth für die mütter von ergötzlichkeiten zu halten. Aber es ist wenigstens nicht unnatürlicher, als die dürftigkeit zur mütter der liebe zu machen, wie *Plato* in seinem gastmal thut. Und wer weiß ob nicht wir selbst die zeit noch erleben, wo irgend ein schläuer plasmacher auf den einfall kommt, diese alte erfindung des königs Atyr von Lydien zur grundlage einer neuen Finanzspekulation zu machen; welche die einkünfte seines herrn,

Wielands kl. prosais. Schrift. I. B. R durch

durch die bloße abschaffung von 182 1/2 mahlzeiten des jahrs, um 3 bis 400 prozent — auf ein jahr wenigstens vermehren würde.

Wie dem auch seyn mag, soviel ergibt sich aus HOMERS Odyssée: daß das spiel mit einer art von steinernen kegeln, die man *Πεσσος* nannte, (das einzige, an dessen erfindung die Lydier keinen anspruch machten) zu den zeiten des Trojanischen krieges unter den Griechen schon so gewöhnlich war, daß Minerva, wie sie in gestalt des königs Menthes Ulyssens palast besucht, die Sponsierer der göttlichen Penelope vor der thüre über diesem spiele antrifft. *Athenäus* giebt uns in seinen gelehrten tischreden eine sehr deutliche beschreibung, wie die besagten freyer dieses spiel gespielt hätten; und führt zu seinem gewährsmann den Polyhistor *Apion* von Alexandria an, der es von einem Ithazenser namens *Kteson* unmittelbar gehört zu haben versicherte. Es waren nemlich hundert und acht edle herren, theils aus Ithaka, theils aus den nächst gelegnen Inseln, welche auf die gemalin und die güter des Ulysses anspruch machten; und eben

eben so viele *Πεσσοι* oder länglichte, unten vier-
 eckichte, und oben zugeründete steine brauchten sie
 zu diesem spiele. Die freyer stellten sich in zwey
 reihen gegen einander über, 54 gegen 54, und
 eben so wurden auch ihre steine gesetzt: so dafs
 zwischen den beyden schlachtordnungen ein lärer
 plaz blieb, in dessen mitte ein besonderer stein ge-
 setzt wurde, der den nahmen *PENELOPE* bekam.
 Diese Penelope war nun das ziel, wornach die her-
 ren in einer bestimmten entfernung werfen mußten;
 und die ordnung des werfens wurde durchs lös ent-
 schieden. Der erste, welcher so geschickt oder so
 glücklich warf, sie zu treffen und von ihrer stelle
 wegzurücken, dessen stein wurde an ihren plaz ge-
 setzt, und er warf nun von diesem standpuncte zum
 zweytenmale nach seinem eigenen steine, der nun
 die *Penelope* vorstellte. (*) Traf er sie ohne einen

R 2

von

(*) So verstehe ich wenigstens den text des *Athe-
 näus*, und begreiffe nicht wie er anders verstan-
 den werden könne; wiewohl herr *Jacob Dale-
 schamp*, der lateinische übersetzer, mittel gefun-
 den hat, aus der ganz klaren erzählung des
 texts

von den andern steinen zu berühren, so hatte er gewonnen, und hielt's für eine vorbedeutung, daß er der glückliche sey, der zuletzt die braut heimführen werde; und je öfter einer in diesem spiele obgesiegt hatte, je höher stieg seine hoffnung.

Dieses spiel war also zugleich eine art von *Sorsilegium* (*) und wurde, wie es scheint, bey den alten auch öfters zu diesem ende gebraucht.

HOMER gedenkt auch noch andrer spiele, mit denen sich die freyer der schönen Penelope die zeit kürzten: aber da sie von der kriegerischen und gymnastischen art sind, welche bey den Griechen (außer den lieblichen spielen der musen und grazen, — gefang, tanz, musik und theaterspielen,)

fast

texts etwas zu machen das gar keinen sinn hat. Ich weiß nichts zu seiner entschuldigung zu sagen, als daß dies so ziemlich gewöhnlich bey ihm ist.

(*) D. i. eine art von anfrage bey dem schiksal durch gewisse handlungen, deren erfolg für eine antwort desselben aufgenommen wurde.

fast alle andre spiele verdrängten: so gehören sie nicht zu meinen dermaligen gegenstände.

Die vorerwähnte sage, die den *Palamedes* zum erfinder des beschriebenen spieles mit den steinernen kegeln macht, hat durch einen lächerlichen irthum viele gelehrte veranlaßt, diesen griechischen prinzen für den erfinder des *Schachspiels* auszugeben. Denn es ist nicht abzusehen was diesen irthum hätte veranlassen können, wenn er nicht daher entstanden ist, daß irgend einer (z. E. der lateinische übersezer des *Aelians*) das griechische *Pessoi* durch *Latrunculi* übersezt hat; und daß unsre neuern lateiner das schachspiel *ludum latrunculorum* zu nennen pflegen, wiewohl das *Soldatenspiel* (welches bey den Römern diesen namen führte) von dem spiele der Homerischen freyer eben so verschieden ist als vom schachspiele, wie ich besser unten zeigen werde.

Das wahre schachspiel ist aus einer viel spätern zeit, und war in Europa bis auf die zeit der kreuzzüge unbekannt, Es ist ein *morgenländisches* spiel.

Die ersten abendländischen schriftsteller, welche dessen erwähnt haben, sind die verfaßer der *Rittergeschichten* von der *tafelrunde*; und unter den Griechen ist die berühmte prinzeßin ANNA COMNENA die erste, die davon, unter dem nahmen *Zatrikion*, als von einem spiele spricht, das von den Perfern zu den Griechen gebracht worden. Aber auch die Perfer gestehen (*) daß sie nicht die erfinder desselben sind, sondern es erst in den zeiten des großen KHOSRU, oder Kosroes, also gegen die mitte des sechsten jahrhunderts, aus Indien erhalten haben. Ungefähr um eben diese zeit, nemlich unter der regierung des WU-TI haben es auch die Schineser, laut ihres eignen bekentnisses, von den Indianern erhalten. Unter diesen soll es, zu anfang des fünften jahrhunderts unsrer zeitrechnung, ein Bramin, namens NASSIR, Dahers sohn, (**) erfunden haben; um einen damaligen jungen und mächtigen kö-

(*) S. Hyde de *Ludis orientaliū* und Freret de *Origine du jeu des Echecs*, im vol. III. de *l'Histoire de l'Acad. des Inscript. de 1731.*

(**) Die Araber nennen ihn Sissa.

könig von Indien, namens *Behiib*, oder *Behram* — der in den ziemlich gewöhnlichen fehler der könige, von sich selbst zu groß und von den menschen unter ihm zu gering zu denken, gefallen war — mit guter art von der wahrheit zu überzeugen: „dass „ein Fürst *mat* werden muss, sobald er von seinen „unterthanen verlassen wird, oder keine mehr hat.“ Hundert andre wakre leute, *Rajas* und *Braminen*, hatten dies dem jungen fürsten gerade zu gesagt, aber waren damit so übel angekommen, dass viele von ihnen ihre freymüthigkeit mit dem leben hatten bezahlen müssen. Die natürlichen folgen einer solchen art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrückten völker gaben bereits durch gefährliche zeichen zu erkennen dass ihre geduld erschöpft sey, und die zinsbarn fürsten kehrten schon anstalten vor, sich diesen umstand zu nutze zu machen — als Naffir, der sohn Dahers, auf den gedanken kam, seinem könige über die unglücklichen folgen, welche sein betragen nach sich ziehen würde, die augen zu öffnen. Nun hatten ihn aber die beyspiele seiner vorgänger belehrt, dass seine lection auf kei-

ne andre weise von gutem erfolge seyn würde, als wenn der fürst *sich solche selbst zu geben*, und nicht, sie von einen andern zu empfangen, glauben würde. Er erfand also das königspiel: wo der *schach* oder könig, wiewohl der wichtigste unter allen steinen, zu deffen beschützung alle übrigen da sind, doch weder zum angriff geschickt ist, noch sich selbst gegen seine feinde schützen kann, wenn seine unterthanen nicht das beste dabey thun: und wo die gemeinen soldaten die wichtigsten dienste thun, und eben deswegen auch auf alle mögliche weise geschont werden müssen; weil der unzeitige verlust eines einzigen genug ist, den untergang des königs nach sich zu ziehen oder zu beschleunigen. Das neue spiel wurde bald überall bekannt. Der könig hörte davon sprechen, und bekam lust, es von dem erfinder selbst zu lernen. Der Brämine wurde nach hofe berufen, und hatte, unter dem vorwande dem könige die regeln des spieles zu erklären, gelegenheit genug, ihm, auf eine feine und feine eitelkeit nicht beleidigende art, alle die grossen wahrheiten beyzubringen, die er aus dem munde der hofmeister

sterlichen Rajas und Braminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der fürst, dem es weder an verstande noch anlage zu edeln gefinnungen fehlte, machte die anwendung der spiellectionen des Braminen Naffir auf sich selbst, änderte sein betragen, gewann das herz seiner unterthanen wieder, und wandte dadurch alles unglück ab, das sich über ihm zusammengezogen hatte.

So erzählen die Arabischen autoren die geschichte der erfindung des schachspiels: und man muß gestehen, wenn es nur ein mährchen seyn sollte, so ist wenigstens gut erfunden: und die ganze beschaffenheit dieses edeln spieles stimmt aufs vollkommenste mit dem zweck überein, der dem erfinder beygelegt wird.

Vielleicht ist der leser auch neugierig zu sehen, wie der König von Indien den Braminen Siffa' oder Naffir für eine so schöne erfindung belohnte? — „Sohn Dahers, sagte *Behram* zu ihm, (*) ich erkenne, daß du ein mann bist, in welchem der

R 5

geist

(*) So erzählt HYDE aus dem munde eines ungenannten Rabbinen.

geist der weisheit wohnt: begehre frey was ich dir geben soll, es sey so tief oder so hoch du willst: fodre bis zur hälfte meines reichs, es soll dir werden! — *Siffa, der Weise*, beugte sich mit seinem antlitz zur erde, und antwortete dem könige: Mein herr könig, wenn ich gnade funden habe vor deinen augen, so gewähre mich dessen, was ich von dir bitten willen. Siehe, ich habe die tafel meines spiels, die hier vor dir liegt, in 64 felder abgetheilt. So befehl nun deinen knechten, welche über deine getraide- häuser gesetzt sind, das sie auf das erste feld legen Ein waizenkorn, auf das andre zwey, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und so immer auf das nächstfolgende noch einmal soviel als auf das vorgehende, bis zum letzten der 64 felder; und mein herr der könig lasse dies meine belohnung seyn! — Wie der könig dies hörte, gerieth er in einen grossen zorn, und verachtete den Braminen in seinem herzen, sprechend: du hast nicht gefordert wie ein weiser mann, sondern wie ein narr, Meynst du etwa, das ich nicht macht genug habe, dir etwas grosses zu geben, das du etwas so gering-

ringes von mir verlangst? — Aber der Bramine blieb dabey, daß ihm an der gebetnen belohnung vollkommen genüge; und setzte hinzu, wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig dünke, so möchte er ihm doppelt soviel geben lassen. Der könig liefs also den oberoesser über seine kornhäuser kommen, und befahl ihm, dem Braminen zu geben, was er begehrt hatte. Aber es zeigte sich bald, daß der weiße Sissa seinem herrn in dieser bitte abermals eine indirekte lection hatte beybringen wollen. Denn der oberoesser über die kornhäuser kam in kurzem wieder zurück, und versicherte: er habe zwar die summe der waizenkörner, die der könig dem Braminen zu geben befohlen, auszurechnen angefangen; aber solche, eh er noch über die hälfte der zahl 64 gekommen, so ungeheuer groß gefunden, daß es ihm unmöglich sey fortzurechnen. Alles was er davon sagen könne, sey: daß alles korn im ganzen reiche nicht hinlänglich wäre nur die hälfte des getraides zu bezahlen, welches der Bramine, nach dem versprechen des königs zu fordern habe (*).

lezt

(*) Man hat ausgerechnet, daß die ganze summe
nicht

Jetzt gieng dem könig auf einmal ein licht auf; er merkte was ihm der sohn Dahers durch diese bitte zu verstehen gegeben hatte, liefs ihn zu sich holen, umarmte und küßte ihn, und sprach: nun sehe ich, daß die weisheit Gottes in dir ist; von stund an soll nach deinem munde mein volk regiert werden, und du sollst das brod an meinem tische essen! Und der weiße Siffa (setzt der ungenannte hinzu) lebte mit dem könige, und war ihm wie sein freund und bruder alle tage seines lebens.“

Ich finde nicht, wie dieses spiel in *Indien*, und von seinem erfinder genennt worden sey. Als es nach *Persien* kam, erhielt es daselbst den namen *Schatreng* oder *Schatrangschi*, das königspiel; und diesen namen behielt es auch bey den *Arabern*, durch welche es vermuthlich in den mittlern zeiten zu

nicht weniger erfordern würde als 16384 städte in deren jeder 1024 kornhäuser, in jedem hornhaufe 174762 maß waizen, und in jedem maß 32768 körner wären; welches freylich mehr waizen wäre, als alle kornböden des ganzen erdbodens seit erschaffung der welt enthalten haben mögen.

zu den Spaniern gekommen, die es *Xatrang*, oder auch mit dem arabischen artikel *AlXadres* und *Axadres* nennen. Die Griechen, die es vermuthlich erst von den Arabern, vielleicht in den zeiten der Kalifen zu Bagdad, kennen lernten, nannten es *Zatrikion*; die Franzosen *le Jeu des Echecs*, die Deutschen das *Schachspiel* (jene von dem Arabischen *Shek* oder *Scheik*, diese von dem Persischen *Schah* oder *Schach*) die neuern Lateiner *Ludum Scachorum*, und die Italiener *Scacchi*.

Es ist unbegreiflich, wie ein so gelehrter mann als *Saumaïse* war, ohne den schatten eines beweises aus griechischen schriftstellern, die Griechen zu erfindern eines spieles machen konnte, in welchem alles morgenländisch ist. Denn sein ganzer beweis ist die seltsame frage: wer weiß nicht, dafs man die erfindung dieses spiels den Griechen schuldig sey? Von ihnen, setzt er eben so entscheidend hinzu, kam es zu den Persern. (*Exercit. in Solin. p. 795.*) Die Prinzessin *Anna Comnena*, die doch wohl besser wissen konnte, was an der sache war, sagt

gerade das gegentheil. Denn da sie, in der erzählung der verschwörung der vier Gebrüder *Anemaden* und des schwachköpfigen Senators *Salomon* gegen den kayser *ALEXIUS* ihren vater, den umstand, welchem dieser kayser die entdeckung der verschwörung und sein leben zu danken hatte, erwähnt — nemlich, daß er gewohnt gewesen sey, wenn er des nachts nicht schlafen konnte, mit einem seiner nächsten verwandten schach zu spielen — (welches sie το Ζατρίκιον παίζειν) nennt — setzt sie hinzu: „ein spiel, welches bey den Assyriern (denn so nannten die Griechen damals gewöhnlich die Araber, die im besitz des alten Assyrischen und Persischen Reiches waren) erfunden worden, und von ihnen auf uns gekommen (*). Daß diese Prinzessin von dem wahren erfinder nicht genauer unterrichtet war, benimmt ihrer glaubwürdigkeit in der hauptsache nichts: denn das bleibt immer gewiß, daß sie es hätte wissen müssen, wenn das spiel *Zatrikion* griechischen Ursprungs gewesen wäre; und daß sie solchenfalls nicht daran gedacht hätte, es den Assyriern zuzuschreiben.

Ob

*) *Alexiad.* L. XII. p. 360. edit. Possini.

Ob der gute Bramine NASSIR die könige durch sein königspiel viel weiser und besser gemacht hatte, wollen wir — nicht fragen: aber wenigstens darin hat er seinen zwek erreicht, dafs es viele jahrhunderte lang ein lieblingspiel der morgenländischen Fürsten und Grofsen gewesen, und es vermuthlich noch auf diesen tag ist. Von dem Kalifen AL-AMIR, dem sechsten unter den *Abbassiden*, erzählt der geschichtschreiber *Elmakin*, eine anekdote, die für einen sehr heroischen beweis seiner passion für dieses spiel gelten kann. Er spielte eben im innersten seines palastes mit seinem liebling *Kuter* im schach, da einer von seinen Officiern ihn erinnerte, dafs es izt zeit wäre seine aufmerksamkeit wichtigern angelegenheiten zu geben; denn die feinde, welche Bagdad schon seit geraumer zeit belagerten, wären im begriffe sich von derselben meister zu machen. „Gut, ich komme ja, sagte der Kalif zu dem Officier, lafs mich nur erst Kutern schachmat machen.“ — Man erzählt von unserm grofsherzigen Churfürsten von Sachsen, Iohann Friedrich, einen ähnlichen zug, aber unter umständen, die seinem charakter mehr eh-

ehre machen. Als ihn Kayser KARL V. nach der unglücklichen schlacht bey Mühlberg in seine gewalt bekommen, und, *der Grund-gesetze des Reichs und seiner Wahlcapitulation uneingedenk*, ihm durch ein aus spanischen und italienischen officieren bestehendes kriegsgericht unter dem vorsitze des abscheulichen *Duca d'Alva* den prozess machen liefs: spielte der Churfürst eben mit Herzog Ernst von Braunschweig, seinem freunde und mitgefangnen, im schach, da ihm *Karl* das von jenem sinnlosen kriegsgerichte über ihn gefällte todesurtheil ankündigen liefs. Der Churfürst hielt einen augenblick inne, aber ohne den mindesten anschein von bestürzung blicken zu lassen; gab die antwort eines helden und eines guten vaters; hiefs darauf Herzog Ernst, an dem der zug war, fort ziehen; spielte mit seiner gewöhnlichen aufmerksamkeit heiter und kaltblütig fort; und freute sich, da er Herzog Ernst matt gemacht, seines sieges eben so herzlich, als ob gar nichts widriges vorgegangen wäre. (*)

Auch

(*) ROBERTSON'S *Gesch. Karl V. Th. 3. S. 184.*
Diese

Auch der groſſe Aſiatiſche eroberer, TIMUR, oder Tamerlan, war ein groſſer liebhaber vom ſchachſpiele. Er ſpielte aber nur das groſſe, das auf 132 feldern mit 32 figuren auf jeder ſeite geſpielt wird;

Dieſe anekdote bringt mir eine andre ins gedächtnis, welche SENECA von Canus Iulius, erzählt, einem edeln Römer, welchen der blutdürſtige Tollhäusler Caligula, ohne eine andre urſache als weil Canus noch eine altrömische ſele hatte, ermorden ließ. Caligula hatte es ihm zehn tage vorhergeſagt, daſſ ſein name auf der todesliſte ſtehe, und war der mann, dem man ſo was glauben konnte. Als nach zehn tagen der Hauptmann, der ihn neſt einigen andern zum tode führen ſollte, in ſein haus kam, fand er ihn ganz ruhig beym Soldatenspiele. Folge mir rief ihm der Hauptmann zu, und wies ſeine ordre. Canus ſteht auf, zählt ſeine ſteine, und — daſſ du mir nicht, ſagt er zu ſeinem kameraden, nach meinem tode ſagſt du habeſt gewonnen! Hier, ſpricht er darauf zum Hauptmann, ſey du zeuge, daſſ ich einen ſtein mehr habe als er. SENECA Epist. XIV. Die anekdote iſt eben ſo herrlich, als die moralische brühe abſcheulich iſt, welche Seneca darüber gießt.

Wiellands kl. profaiſ. Schrift, I, B, S

wird; das gewöhnliche mit fechzehn figuren war ihm zu klein. Die geschichte nennt sogar diejenigen mit denen ers gewöhnlich zu spielen pflegte; und unter diesen auch den *Ala-eddin* oder *Aladdin*, der so geübt darin war, daß er immer ohne sich einen augenblick zu besinnen zog, und doch immer allen andern überlegen war. *TIMUR*, der sich auch im schachspiel nicht gerne überwinden liefs, war doch billig genug, dem *Aladdin* seine überlegenheit zu verzeyhen. Da ihm dieser einst in einem meisterspiele viel zu schaffen machte und zuletzt doch den sieg erhielt, rief *Timur* lachend aus: *Aladdin*, du hast gewonnen! du bist unter den schachspielern so einzig als *Timur* unter den königen. Hingegen wird von dem berühmten *Sultan MAHMUD*, *Sebukteghins* sohn, *Gahsni* genannt, erzählt: daß er im schachspiel eben so unerschöpflich an kriegslisten und eben so unüberwindlich gewesen, als in dem ernsthaften königsspiele, welches er mit den morgenländischen fürsten seiner zeit spielte. Dies gab einem persischen dichter, namens *Onfori*, anlaß ihm in zwey versen ein compliment zu machen, das

auf

auf einen grossen könig unsrer zeit sehr anwendbar wäre:

Der könig Mahmud spielt' im schach mit tausend königen,

Und jeden könig macht er auch auf andre weise mat.

Das schachspiel ist, seit den zeiten, da die abendländischen fürsten und ritter es von ihren unglücklichen zügen nach dem heiligen grabe mitgebracht, auch in Europa sehr lange das Lieblingspiel der grossen gewesen. Daher kam es, dass man einem so königlichen spiele durch die kostbarkeit und künstliche arbeit des schachbrets und der figuren ehre anzuthun suchte, und hierin mit den morgenländern gleichsam wetteiferte; wie davon in königlichen und fürstlichen kunst- und schatzkammern, so wie auch noch in manchen altedeln teutschen familien, wo man die reliquien der vorfahren in gebührenden ehren hält, noch häufige beweiße anzutreffen sind. Im Orient wurde die pracht auch in diesem stücke so weit getrieben, dass, (nach dem geschichtschrei-

ber *Medſchdi*) der perſiſche könig *KOSRU*, *Perviz ſohn*, ein ſchachſpiel, wo die eine hälſte der figuren von Hyazinth und die andre von Smaragd war, und ein anderer perſiſcher monarch eines beſaß, deſſen mindeſter ſtein 3000 goldne *Dinars* werth war.

Einer von den alten *Romanciers*, deren einbildungskraft immer noch über das was ſie vor augen hatten hinausgieng, giebt uns in einer erzählung von den abenteuern, welche den vier brüdern und königsſöhnen, *Gauvain* (oder Galwin) *Agravain*, *Gueret*, und *Galleret* auf ihrem zuge den verlohrnen *Lanzelot* zu ſuchen aufgeſtoßen, eine beſchreibung eines ſchachbrets und einer art dieſes ſpiel zu ſpielen, die in einem romantiſchen gedichte keine ſchlechte figur machen würde. *Galleret*, der jüngſte und artigſte von dieſen brüdern, erblickt eines tages, indem er aus einem walde herausreitet, auf einem nicht weit entfernten hügel ein prächtiges ſchloß; und indem er es mit verwunderung betrachtet, komt ein fräulein aus demſelben angeritten, die ihn ſehr höflich anredet, und ihn im na-

men

men ihrer Dame, der gebieterin des besagten schlosses, einladet, bey ihr auszuruhen, und nach der tafel eine parthie schach mit ihr zu spielen. Denn, setzte sie hinzu, vermöge der guten erziehung, die ein ritter von euerm ansehen ohnezweifel erhalten hat, kann euch dies spiel nicht unbekannt seyn. Galleret erwiedert mit aller *Courtoisie* eines ritters von der tafelrunde: er sey zwar kein grofser meister in diesem spiele; wiewohl ers öfters an könig Artus hofe spielen gesehen habe, wo der könig, und die königin *Genieure*, und *Lanzelot*, und *Galwin*, und die übrigen ritter, in müßigen stunden, sich gewöhnlich mit demselben zu ergötzen pflegten: indeffen sey er auf allen fall bereit, dem fräulein zu folgen, wohin sie ihn führen würde. Diese brachte ihn also nach dem schlosse, wo er von der Fee *Floribelle*, einer grofsen, schönen und sehr muntern Dame, freundlichst empfangen wurde. Nach der tafel führte ihn die Dame in einen prächtigen sal, wo er, wie sie sagte, alles zu dem schachspiel, wozu sie ihn eingeladen hatte, bereit finden würde. Galleret machte ein par augen von der ersten gröf-

se, wie er einen *Echiquier* vor sich sah, dergleichen er noch keinen in seinem leben gesehen hatte; denn der ganze saal stellte das schachbret vor. Er war mit grossen quadersteinen von schwarzem und weissem marmor gepflastert, welche die felder des schachbrets ausmachten; und die figuren, welche theils von elfenbeine, theils von ebenholze zu seyn schienen, waren alle in lebensgrösse, und ausserordentlich prächtig aufgeschmückt (*). Ihre waffenrüstungen waren von geschmelztem golde, und eben so wie ihre kleidung, mit perlen und edelsteinen von grossem werthe reichlich besetzt. Vorzüglich schimmerten die beyden könige und ihre königinnen in einer ganz verblendenden herrlichkeit.

(*) Don Iuan di Austria (Phillipp. IV. sohn) soll einen schach-saal von der nemlichen einrichtung gehabt, und sich zum spielen statt der steine lebendiger hiezu abgerichteter personen bedient haben. War dies nachahmung des schachspiels der Fee Floribelle? Es ist kaum zu vermuthen, daß D. Iuan dieses Fabelnau, welches Sainte - Palaye erst kürzlich aus einer handschrift ans licht gezogen, bekannt gewesen seyn sollte.

keit. Die *läufer*, die man damals *Alfins* oder *Bannerträger* nannte, stellten soldaten zu fufs vor, aber vom kopf zu fufs bewafnet, und trugen prächtige fahnen, von zwey verschiedenen farben in der hand, in welche zwey verschiedene devisen mit gold und perlen gestickt waren. Die *springer* fafsen als ritter auf pferden von gediegenem golde, und man konnte nichts reichers sehen, als ihre rüstungen, waffen und pferdedecken. Die thürme wurden von golden elephanten getragen. Die simpeln pions oder bauern wurden endlich durch soldaten zu fufs vorgestellt, die mit streitäxten bewafnet waren, und so martialisch ausfahen, als ob sie das zeichen zum angriff kaum erwarten könnten. Aber das seltsamste bey dem allen war, dafs der grofse zauberer, der werkmeister dieses wundervollen Schachspiels, eben so geschickt wie HOMERS *Vulkan*, diesen figuren die eigenschaft gegeben hatte, sich auf blofse berührung mit einem stäbchen, welches der spielende in der hand hatte, von selbst nach dessen befehle zu bewegen, und den plaz einzunehmen, den er ihnen anwies. Die Dame

des schlosses unterrichtete den Ritter zu seinem grofsen erstaunen von dieser eben so bequemen als wunderbaren art Schach zu spielen; und trug ihm hierauf ein spiel an, mit der bedingung: dafs, wofern er obliegen würde, er diesen kostbaren Eschiquier zusamt dem schlosse und der Dame oben drein gewonnen haben; hingegen, wenn er das spiel verlöhre, auf lebenslang ihr sklave seyn sollte. Der junge Ritter erschrak zwar ein wenig über diesen antrag; doch ermannte er sich sogleich wieder, und erklärte sich bereit, das abenteuer zu untergehen; voller hoffnung (wie die jugend übermüthig ist und sich immer mehr zutraut als sie sollte) dafs ihm der eschiquier, das schloss und die Dame nicht entgehen könnte. Das spiel fieng also an. Die Dame gab ihm ein weisses stäbchen, mit welchem er die figuren berührte, und ihnen befahl, wie sie gehen sollten: ein gleiches that die Dame mit einem schwarzen stäbchen. So wie die figuren berührt wurden, schienen sie sich zu beleben, hoben ihre streitäxte, lanzen, fahnen, oder schwerdter, und bewegten sich mit kriegerischen gebhrden an den an-
ge-

gewiesnen plaz, als ob sie auf ihre gegner lossgien-
 gen; trafen aber einander nicht eher, bis in dem
 augenblicke, da nach den gesetzen des spiels eine
 figur genommen werden mußte. Diese art zn spie-
 len gefiel dem jungen Ritter sowohl, dafs er im-
 mer frischer auf seine gegnerin lossgieng; aber nicht
 lange, so nahm das spiel eine wendung, die sein r
 geschiklichkeit nicht soviel ehre machte als seinem
 muthe. Kurz, er befand sich *matt* eh er's sich ver-
 sah, und es blieb ihm also kein andrer ausweg üb-
 rig, als seine *revenge* von der Dame zu verlangen.
 Sie bewilligte ihm solche zwar, doch mit der erklä-
 rung: dafs sie nicht länger als bis zu sonnenunter-
 gang, und also höchstens drey parthien würden spie-
 len können; auch haben wir, setzte sie hinzu, hier
 noch ein andres gesez, und das ist: dafs wer eine
 parthie auf den vierten zug verliert, keine *revenge*
 fodern kann. Der junge *Galleret* liefs sich alles ge-
 fallen, spielte mit aller aufmerksamkeit deren er
 fähig war, gewann die parthie, verlor aber die
 dritte, als die entscheidende, und mußte sich also
 gefallen lassen, entwafnet in ein gefängnis abge-

führt zu werden, wo er den trost hatte eine menge andrer ritter anzutreffen, die ihre freyheit wie er verspielt hatten; und wo er sich so lange gedulden mußte, bis sein bruder *Gallwin* so glücklich war die Dame durch den *Echec du berger* auf den vierten zug matt zu machen, und nach verschiedenen andern abenteuern, ihn endlich in den besiz der schönen *Floribella* und ihres schachspiels zu setzen.

Wenn die *Ritterbücher* und *Fabliaux* des zwölften und dreyzehnten jahrhunderts historischen glauben in irgend einem punkte verdienen könnten, so wäre das alter des schachspiels in Europa um viele jahrhunderte früher hinauszusetzen, als ich es nach *Frerels* meynung angegeben habe. Aber die größten verstöße wider die Chronologie, Geographie und Geschichte sind diesen romandichtern so gewöhnlich: daß es ihnen nicht mehr mühe gekostet hat, die ritter an königs *Artus* hofe schach spielen zu lassen, als Babylon nach Egypten zu versetzen, die Emirn der Araber in Admirale zu verwandeln, und Karl dem Großen eine kreuzfarth nach Palästina an-

zudichten. Dafs das schachspiel zu ihren zeiten an den höfen der grofsen herren in Frankreich gespielt, und die geschiklichkeit in demselben für eine zuständigkeit eines wohlerzogenen ritters angesehen wurde, war ihnen schon genug, um sich versichert zu halten, dafs es den rittern der tafelrunde, als den wahren und volikommensten modellen aller ritterlichen eigenschaften und tugenden, auch an dieser nicht habe fehlen können.

Einen stärkern beweis gegen *Frerets* meynung würde das schachspiel mit grofsen elfenbeinernen figuren und arabischen charakteren abgeben, welches in dem schatze der *Abtey St. Denys* gezeigt wird; wenn das vorgeben gegründet wäre, dafs es *Karl dem Grofsen* zugehört, der es aus dem Orient (vermuthlich unter den geschenken des Kalifen *Harun Alreschid*) erhalten habe. Allein die arabischen charakteren geben dieser tradition um so weniger gewicht, weil die figuren nicht morgenländisch, sondern nach europäischer art gebildet sind. Dieser letzte umstand, und der nahme des künstlers, *Joseph Nicolas*, könnte eher die vermuthung erwecken,

ken, daß es das werk eines spätern griechischen meisters gewesen. Wenn *Karl* das schachspiel gekannt oder geliebt hätte, so würde sich doch wohl im *Eginhard*, der so sehr ins detail seines häuslichen lebens geht, eine spur davon finden.

Noch weniger aufmerksamkeit verdient die anecdote, die in des berühmten *Gustavus Selenus*, oder Herzogs *August von Lüneburg*, ausführlicher beschreibung des schach- oder königspiels, pag. 14. aus zwey ungedruckten Bayerischen Chroniken angeführt ist, „von dem sohn eines Herzogs *Okar* in Bayern, der an dem hofe königs *Pipins* von Frankreich gelebt haben, und von dem sohne des königs erschlagen worden seyn soll, weil dieser nicht habe leiden können, daß ihm jener im schachspiel immer überlegen gewesen.“ Eine andre handschriftliche Chronik, auf welche sich Herz. August be-ruft, erzählt die sache folgendermassen: „die zwên „Fürsten, Herzog *Albrecht* und Herzog *Okar*, hatten nit mehr denn einen sun (haben sie ihn miteinander gehabt?) „der ward erschlagen in seinen „jun-

„jungen tagen mit einem schachzabelbret an könig
 „Pipinus hofe von Frankreich von einem andern
 „jungen Fürsten.“ Der sohn des königs *Pipinus*,
 den der sohn dieser beyden angeblichen Herzoge von
 Bayern mit einem schachbret erschlagen haben soll,
 müßte nur einer von den vielen natürlichen söhnen
 gewesen seyn, die ihm von einigen Genealogisten
 zugeschrieben werden, wiewohl die gleichzeitigen
 geschichtschreiber ihrer keine meldung thun. Denn
 von den drey söhnen, die er von seiner gemahlin
Bertha hatte, wurde keiner mit einem schachza-
 belbret erschlagen. Die beyden ältesten, *Karl* und
Karlmann, regierten nach ihrem vater, und der jü-
 nste, *Pipin*, starb, eh er wufste was schachspiel war,
 in seinem dritten jahre. Die erste chronik spricht
 aber so, als ob Pipin nur Einen sohn gehabt hätte;
 die andre hingegen sagt gar nichts von einem sohne
 desselben. Ueberdies kommen in der geschichte
 dieser zeit wohl ein pár edle Bayrische herren, nah-
 mens *Adelbret* und *Ottker*, vor, welche mit dem Bay-
 rischen hause verwandt, aber darum weder Herzoge
 von Bayern *waren*, noch so *genennt* wurden. Die
 gar-

ganze anekdote sieht also einem mährchen sehr ähnlich, und scheint für das alterthum des schachspiels nicht viel mehr zu beweisen, als die geschichte der *vier Haymons kinder*: wo Kayser Karls neffe Reinholden von Moutauban, ebenfalls wegen eines überm schachspiel entstandenen haders, das schachzabelbret an den kopf wirft: dieser aber den spass unrecht versteht, und mit dem nehmlichen schachbret dem prinzen einen solchen schlag vor die stirne giebt, daß er gählings todt zu boden fällt. Etwas ist an dergleichen alten volksromanen und sagen immer historisch: aber da es selten möglich ist, es von dem erdichteten zu unterscheiden: so können die daraus hergenommene zeugnisse in zweifelhaften historischen fällen von keinem gewichte seyn. Gesezt also, daß eine wirkliche begebenheit an könig Pipins hofe zu jener anekdote den anlaß gegeben hätte: könnte das spiel, worüber die jungen fürstentöhne sich entzweyten, nicht das alte römische *Soldatenspiel* (*ludus latruncularum*) gewesen seyn? — welches von den Römern zu den Galliern und von den Galliern zu den Franken übergegangen,

gen, bey diesen aber nach und nach aus der gewohnheit gekommen, und endlich, da das schachspiel den weg nach Europa gefunden, von diesem nicht nur gänzlich verdrungen, sondern auch in der folge von den unwissenden schriftstellern dieser zeiten mit demselben verwechselt worden?

Da beyde spiele, so wesentlich auch ihre verschiedenheit ist, doch in verschiedenen stücken, und hauptsächlich darin übereinkommen, daß beyden der name von *kriegs-* oder *soldatenspielen* ganz eigentlich zukommt: so war diese verwechslung bey Romanschreibern, die wenig oder gar keine kenntnis des alterthums hatten, um so leichter möglich, als von jenem römischen spiele sich immer noch einige erinnerung und tradition erhalten haben mochte. Aber wie beynahe alle neuern philologen sich so fest haben in den kopf setzen können, die dem *Palamades* (wiewohl ohne grund) zugeschriebne *παιτεα* der Griechen (das oben beschriebne kegelspiel der Homerischen Freyer) und den *ludum latrunculorum* der Römer mit dem morgenländischen

schach.

schachspiele zu vermengen: würde unbegreiflich seyn, wenn man nicht wüßte, daß ein einziger mann wie *Saumaïse* ansehen genug hatte, hundert andre auf sein bloßes wort irre zu führen.

Das wenige was man aus zusammentragung und vergleichung aller stellen, worin in den alten römischen schriftstellern des *Latronen*- oder *Latrunkelnspiels* beyläufig erwähnung geschieht, herausbringen kann, ist zwar nicht hinreichend, uns einen kunstmäßigen begriff davon zu geben: aber doch mehr als vonnöthen ist, um einen jeden, der bloß sehen will was da ist, zu überzeugen, daß zwischen diesem römischen und dem Schachspiel nicht mehr ähnlichkeit war, als zwischen dem Schach und dem Damenspiel. Da ich einmal über diese materie gerathen bin, so werden diejenigen leser, die für *Alles Menschliche* — und also auch für die *Spiele der Menschen* einige neugier haben, sich vielleicht nicht verdriessen lassen, bey dem spiele, das einst so viel reiz für die *Herren der Welt* hatte, noch ein wenig zu verweilen.

Und

Und warum sollten die spiele der menschen der aufmerksamkeit des Philosophen unwürdig seyn? *Spiele* ist die erste und einzige beschäftigung unsrer kindheit, und bleibt uns die angenehmste unser ganzes leben durch. *Arbeiten wie ein lastvieh* ist das traurige lös der niedrigsten, unglücklichsten und — zahlreichsten klasse der sterblichen; aber es ist den absichten und wünschen der natur zuwider. Der mensch ist nur dann an leib und sêle gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im genuss seines daseyns, wenn ihm alle seine verrichtungen, geistige und körperliche, zum *spiele* werden. Die schönsten künste der Musen sind *spiele*, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter (wie PINDAR singt) weder tänze noch feste an. Nehmet vom leben weg, was erzwungner dienst der eisernen nothwendigkeit ist, was ist in allem übrigen nicht *spiel*? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer einbildungskraft, die Philosophen mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unsern herzen, und die Könige leider! mit unsern köpfen. Wo ist je ein fest, ein tag öffentlicher

geselliger freude, ohne spiele gewesen? Und wie oft ist nicht (wie das sprüchwort sagt) aus spiel ernst, und das, was schuldloser scherz und *Nepenthe* der sorgen des lebens seyn sollte, zur quelle des bittersten kummers geworden? Wie oft haben ganze völker ihre freyheit, ihren ruhm, ihr glück, im eigentlichen verstande *verspielt*? Bos in der *beschaffenheit* der spiele und in der *art zu spielen* liegt der unterschied, der ihren guten oder bösen einfluss, ihre heilsamen oder verderblichen folgen bestimmt: aber eben dies ist, was sie in der charakteristik der völker und zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter geist verachtet nichts. Nichts was den menschen angeht, nichts was ihn bezeichnet, nichts was die verborgenen federn und räder seines herzens aufdekt, ist dem philosophen unerheblich. Und wo ist der mensch weniger auf seiner hut als wenn er spielt? Worinn spiegelt sich der charakter einer nation aufrichtiger ab, als in ihren herrschenden ergötzungen? Was *Plato* von der *Musik* eines jeden volkes sagte, gilt auch von seinen
spie-

spielen; keine veränderung in diesen (wie in jener) die nicht entweder die vorbereitung oder die folge einer veränderung in seinem sittlichen oder politischen zustande wäre! — Ich würde es daher als eine selbst des scharfsinnigsten menschenforschers keineswegs unwürdige beschäftigung ansehen, wenn ein solcher sich entschlösse, die *geschichte der spiele*. mit philosophischem auge betrachtet, zum gegenstande einer genauen und vollständigen untersuchung zu machen. — Doch, wieder zu dem lieblings = spiele der Römer!

Zu PLAUTUS und ENNIUS zeiten — wo die römische sprache von der sprache des Augustischen jahrhunderts eben so verschieden war als die teutsche unter *Friedrich II.* von der unter *Joseph II.* verschieden ist — hieß *Latro* ein soldat und *Fur* ein knecht. Schon in CICEERO'S zeit hatten beyde wörter (vermuthlich aus schuld der soldaten und knechte) ihre erste bedeutung im gemeinen leben verlohren, und jenes war in räuber, dieses in spizbube ausgeartet. Aber als der *ludus latronum* oder *latrunculorum* bey den Römern aufkam, und

das gewöhnlichste spiel wurde, womit sich officiers und soldaten im lager die zeit vertrieben: stand das wort *latro* noch in gutem ruf; und das spiel behielt seinen alten namen, auch nachdem das wort seine alte würde überlebt hatte. Es wurde auf einer art von Dâmbret, welches beym Seneca tabula latruncularia heisst, mit steinen (*calculi*) gespielt, welche latrunculi oder soldätchen, genennt wurden. Der name, *soldatenspiel*, unter welchem ich seiner schon einigemal erwähnt habe, ist also eine wörtliche übersetzung seines römischen namens, und bezeichnet zugleich einen wesentlichen charakter des spieles selbst. Denn es sollte seiner natur und absicht nach ein militarisches spiel seyn; und in der art, wie beyde spieler (denn es wurde unter zweyen gespielt) nach den gesetzen desselben, ziehen und schlagen mußten, bot es eine menge gelegenheiten dar, seinen gegner in die enge zu treiben, zu überlisten (*), zu überfallen, oder sich selbst aus

ei.

(*) *Insidiosorum si ludis bella latronum*
Geminus iste tibi miles et hostis erit.

Martian

einer schlimmen lage herauszuziehen, einen begangnen fehler wieder gut, oder einen fehler des gegners sich zu nutze zu machen u. f. w. Kurz, es kam dabey, wie im kriege, auf *angriff* und *vertheidigung* an, und war also insoferne dem schachspiel ähnlich: aber sonst sowohl in der beschaffenheit der steine, als in der art, wie es gespielt wurde, von demselben ganz verschieden. Die steine waren zwar auch von zweyerley farbe, nemlich weiß und schwarz, (und mußten es seyn, damit jeder von den spielenden die seinigen bequemer erkennen und übersehen konnte) aber sie waren weder an figur noch gang von einander unterschieden. Sie rükten in gerader linie vor, und es wurden immer zwey erfodert, um dem feind einen nehmen zu können (*). Daher mußte jeder vorrückende oder sich zurückziehende stein von einem hinter ihm stehenden bedekt seyn (**). Die angeführten stellen

T 3

sind

(*) *Cautaque non stulte latronum praelia ludat,
Unus cum gemino discolor hoste perit!*

Ovid. Arte Amandi L. III.

(**) *Nec tuto fugiens incoinitatus eat. id, Trist. II,*

v. 480.

sind nicht hinlänglich, um daraus zu sehen, unter welchen umständen ein stein genommen wurde oder sich noch zurückziehen konnte; aber dies ist gewiss, daß der erfolg des ganzen spiels darauf beruhte, dem feinde so viele steine zu nehmen als möglich, oder seine steine so einzuschliessen, daß er nicht mehr ziehen konnte, welches sie anbinden (alligare) nannten (*); daß hingegen wieder allerley mittel waren, einen angebundenen stein wieder in freyheit zu setzen; und daß in der bemühung dieses auf der einen seite zu bewürken und auf der andern seite zu verhindern, die hauptsächliche feinheit des spieles lag. Auf dies deutet die stelle im *Seneca* (*Ep.* 117.) wo er sagt: „Wem „in dem augenblick da er einem latrunkelnspiel zu- „sieht, angesagt wird, sein haus brenne: der hält „sich nicht auf vorher das spiel zu übersehen, und „bekümmert sich nun wenig mehr darum, wie der „angebundene stein sich wieder herauswickeln werde.“ Die oben schon aus dem *Seneca* angezogene stelle (*de Tranquil. An.* c. XIV,) beweist, daß

wer

(*) *Ut niveus nigros, nunc ut niger alliget albos.*
Ecloga ad Pisonem in Catalectis Vet. Poetar.

wer einen stein *mehr* hatte als sein gegner, sich schon grössere hoffnung machen konnte die parthie zu gewinnen. Aus einer andern stelle in des *Vopiscus* nachrichten vom leben des gallischen Gegenkayfers *Proculus* zeigt sich, daß der Sieger *Imperator* hiefs; und daß also, wie es im schachspiele darauf ankommt, wer den andern mat macht: es in diesem darauf an kam, wer von beyden Imperator würde, *quis Imperator exiret?* *Proculus*, der sich durch einen unternehmenden geist, und eine körperliche stärke von der seltensten art, von einem gebohrnen räuber (denn seine vorfahren hatten dies handwerk schon von langem her getrieben) zum anführer einiger römischen legionen in Gallien in den verworrenen zeiten des kayfers Aurelianus geschwungen hatte: wurde (wenn *Vopiscus* und sein gewährsmann *Onesimus* glauben verdienen) von den Lugdunenfern bey einer solchen gelegenheit zum kayser ausgerufen. Er spielte nemlich bey einem grossen gastmale *ad latrunculos*, und war bereits zehnmal hinter einander Imperator in diesem spiele worden: als einer von den gästen den einfall hatte, ihn

deßwegen scherzweise mit einem *Ave Auguste!* zu complimentiren. Um den spafs rund zu machen, brachte der scherzhafte Gallier ein purpurkleid herbey, warf es dem sieger um die schultern, und verehrte den neuen August mit der gewöhnlichen kniebeugung. Die Lugdunenser, welche sich zu dem damaligen kayser *Probus* nicht viel gutes zu versehen hatten, und vermuthlich mit dem gedanken, den Proculus ihm entgegenzustellen, schon länger umgegangen waren, *ergriffen das Omen*. Der spafs wurde ernst, und Proculus wurde, wiewohl nicht auf lange zeit, zum römischen Imperator ausgerufen — weil er zehnmal Imperator im soldatenspiele worden war.

Aus allen den stellen, wo dieses spieles in den alten römischen schriftstellern gedacht wird und wovon wir die meisten angeführt haben, ist ersichtlich: dafs es, zu *Augusts* zeiten, eines der gewöhnlichsten und beliebtesten spiele in Rom war. OVID in seiner leichtfertigen *Arte amandi* macht es seinen schülerinnen zur pflicht, nicht unerfahren darin zu seyn. Hingegen empfiehlt er auch dem liebhaber,

der

der auf eine Dame abfichten hat, seine geschicklichkeit nicht zur unzeit zu zeigen, und die Dame mit guter art gewinnen zu lassen.

Sive latrocinii sub imagine calculus ibit,

Fac pereat vitreus miles ab hoste tuus.

L. II. 306.

Aus einer andern stelle in der Elegie, die das zweyte buch seiner *Tristium* ausmacht, erhellt, daß damals auch schon ein buch vorhanden war, das die Theorie dieses spiels abhandelte, und vorschritten, es gut zu spielen, gab; und aus etlichen stellen des Seneca sehen wir, daß es zu seiner zeit leute gab, die ihr ganzes leben an der *tabula latruncularia* verspielten (*).

Der gelehrte *Hyde* schließt aus allem, was man von der beschaffenheit dieses alten spiels herausbringen kann, daß es mit unserm *Damenspiel* einerley gewesen sey; oder, daß der unterschied zwi-

T 5

fchen

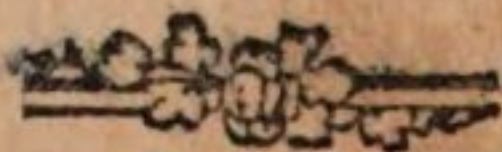
(*) *Persequi singulos longum est, quorum aut latrunculi, aut pila, aut excoquendi in sole corporis cura, consumpsere vitam. Sen. de brev. vitae, c. XIII.*

schen diesem letztern und dem römischen soldaten-
 spiele wenigstens nicht gröfser gewesen sey als der
 unterschied zwischen dem morgenländischen und
 europäischen schachspiele. Wie es aber gekommen,
 dafs es aus einem soldatenspiel ein Damenspiel ge-
 worden, können wir nicht sagen. Indessen scheint
 die erklärungs, welche Hyde davon giebt, indem er
 diese letztere benennung von dem teutschen worte
Damm, oder *Dam* (wie die Engländer, Schweden
 und Dänen es schreiben) ableitet, der aufmerksam-
 keit eines Etymologisten nicht unwerth zu seyn. Die
 ursprüngliche bedeutung des wortes *Damm* verliert
 sich zwar in dem frühesten alter unsrer sprache;
 scheint aber doch, so wie das zeitwort *Dammen* oder
Dämmen und das davon abstammende *Dämpfen*,
 sich auf etwas kriegerisches bezogen zu haben. Denn
 vermuthlich ist es mit dem griechischen wort *δαμνεν*
 einerley ursprungs. Es ist aber nicht wohl möglich
 etwas bestimmtes hierüber zu sagen, da die zeit,
 wann dieses spiel unsern alten vorfahren bekannt
 worden, unbekannt ist. Tacitus berichtet uns zwar,
 dafs sie dem würfelspielen mit einer solchen leiden-
 schaft

schaft ergeben gewesen, daß sie nicht nur oft hab und gut dabey verspielt, sondern, wenn sie alles verlohren, zuletzt sogar das, was ihnen sonst so lieb als das leben war, ihre freyheit selbst, auf den lezten wurf gesetzt; aber von dem Soldaten- oder Damspiel erwähnt er nichts; wie er, so bekannt als ihm ihre sitten waren, gewiß gethan hätte, wenn es ein gewöhnliches teutsches spiel gewesen wäre.

Das Damenspiel, das schon längst bey allen europäischen völkern üblich war, ist auch zu den Türken übergegangen, bey denen es *Atlanbaschi*, gewöhnlicher aber *Dama*, oder *Dama Ojuni* heisst. Die Griechen haben es nicht gekannt. Es war, allem vermuthen nach, eine erfindung der Römer, und wenigstens 800 jahre älter als das schachspiel, mit welchem es, so ganz ohne grund, von den meisten gelehrten, und noch neuerlich (nachdem Hyde die geschichte deffelben schon so überzeugend ins klare gesetzt hatte) von dem französischen herausgeber der *Alexias* der Cäsarissa, Anna Comnena, dem Jesuiten *Possin*, vermengt worden ist.

Natürlicher wenigstens wäre es, zu glauben, daß der erfinder des schachspiels von dem römischen foldatenspiele einige kenntnis gehabt, und solches durch die vorgenommenen veränderungen theils zu einer größern vollkommenheit gebracht, theils der morgenländischen statts - und kriegsverfassung; und seiner besondern absicht auf seinen könig, gemäßer eingerichtet habe.





VIII.

ÜBER

DEN CHARAKTER DES

ERASMVS VON *ROTTERDAM*.

Ein gesetz des *Solon* erklärte denjenigen Athe-
nienfischen bürger für unehrlich und der landesver-
weisung schuldig, der beym ausbruche innerlicher
unruhen im stäte keine partey ergriff. Da der geist
dieses gesetzes vermuthlich kein anderer war, als
alle bürger, (auch diejenigen, die sonst in solchen
fällen bey der neutralität am besten wegzukommen
glauben) in die nothwendigkeit zu setzen, an wie-
derherstellungen der öffentlichen ordnung und ruhe
mit nachdruck arbeiten zu helfen: so scheint die
billigkeit desselben außer aller einwendung zu seyn.
Aber wenn man dieses gesetz auch auf den fall sol-
cher öffentlichen unruhen und spaltungen anwender,
die

die durch verschiedene meynung in glaubenssachen und religiösen lehrpunkten veranlaßt worden; und wenn man, unter dem vorwande, „dass ein jeder redlicher in sachen von solcher wichtigkeit eine partey ergreifen müsse“, keinem, der den frieden liebt, und überzeugt ist dass bey solchen gelegenheiten in und außer Ilions mauern gleichviel gesündigt wird (*) die neutralität zugestehen will: so zweifle ich sehr, ob dies verfahren vor dem richterstuhle der vernunft gerechtfertigt werden könne.

Einer der verdienstvollsten männer des sechzehnten jahrhunderts, ERASMUS VON ROTTERDAM, befand sich in diesem falle, und befindet sich gewisser mässen noch immer darin: da die beyden parteyen, die sich durch sein betragen in der reformationshändeln beynahe gleich beleidigt glauben, noch immer fortdauern, und, so lange sie dauern, nothwendig auch von eben dem geiste, der sie damals beseelte, getrieben werden, wie gut er auch zu zeiten seine wahre gestalt zu verbergen wissen mag.

Ich

(*) *Iliacos intra Muros peccatur et extra.* HONAT.

Ich kann dem verlangen nicht widerstehen, etwas dazu beyzutragen, daß diesem vortreflichen manne mehr gerechtigkeit erwiesen werde, als gemeiniglich geschieht, und als geschehen kann, so lange er von beyden parteyen in einem zu strengen lichte gesehen, und mit einem, meiner überzeugung nach, unrichtigen määße gemessen wird.

Ohnezweifel ist es parteylichkeit für sich selbst, wenn beyde finden, daß er zu viel für die gegenparthie, und zu wenig für die ihrige gethan habe; denn bloß weil er gerecht gegen *beyde* seyn wollte, rechnet ihm keine das, was er wirklich für sie that, zum *verdienste* an. Die *Römisch-Katholischen* (ich rede von dem größten theile) machen ihm alle die ruhmwürdigen bemühungen seiner jüngern jahre, — seine freymüthigkeit in aufdeckung der misbräuche und gebrechen des damaligen kirchenzustandes, seine mit dem größten erfolge gewagten angriffe auf die barbarey der theologischen und philosophischen schulen, und auf den aberglauben worin die mönche schändlichen gewinns halben das

christ.

christliche volk gefangen hielten, seine lachenden aber nur desto wirksamern Satyren auf die unwissenheit, den weltinn, die cynischen sitten und den haß gegen das licht der wissenschaften, womit die meisten Ordensgeistliche zum ärgernis aller ehrlichen leute angestekt waren *) — ich sage, *alles dies*, wofür ihm, als einem um sein zeitalter und um die menschheit verdienten manne, eine ewige ehrensäule unter den Edelsten und Besten gebührte, wird ihm — *weil die sache der Protestanten nothwendig dabey gewinnen mußte* — von den römisch-gefinnten Katholiken noch immer mehr zum *vorwurf* als zum verdienste angerechnet. Die *Protestanten*, auf der andern seite, bringen alles in anschlag, was er, wie sie glauben, für die gute sache hätte thun können und nicht gethan hat; und halten sich dadurch berechtigt, ihm wenig dank für alles gute zu wissen, was er am ende doch nicht um ihrentwillen that, wiewohl sie die grössten vorthelle davon zogen; ja, was er, um der ihm missfälligen fol-

(*) Und noch itzt angestekt sind, und es wahrlich, so lange ein Pardel seine flecken nicht wandelt, immer bleiben werden.

folgen willen, gethan zu haben sich zuweilen *venen* liefs. Beyde partheyen vereinigen sich, ihm sogar seine *tugenden*, — seine unpartheylichkeit, seine klugheit, seine begierde den frieden zu erhalten, und den schrecklichen übeln eines öffentlichen bruchs vorzubeugen, seine billigkeit und mäßigung auch nachdem die sachen endlich zu einer gewaltsamen Krisis gekommen waren, seine unverlezt fort-daurende und unterhaltne freundschaft mit den gelehrtesten und weisesten beyder hauptpartheyen, u. s. w. — zu *verbrechen zu machen*. Und was soll ich von denen sagen, welche, ohne der partheylichkeit des grossen haufens fähig zu seyn, den ERASMUS gleichwohl *tiefer als billig ist* herabsetzen, weil sie den contrast, den sein charakter und betragen mit demjenigen, eines *Ulrich VON HUTTEN*, eines *LUTHERS*, eines *ZWINGLI* macht, lebhafter als andre fühlen, und darüber zu vergessen scheinen, daß geister von so verschiedner art einander gar nicht gegenüber gestellt werden sollten; indem es wirklich nicht billig ist, einen mann, dessen vorzüge, verdienste, und eigentlicher wirkungskreis

Wielands kl. prosais. Schrift, I. B. U von

von jener Helden-Geister ihrem so verschieden war, so nahe zu ihnen zu stellen, daß er durch ihren glanz nothwendig verdunkelt werden muß; da er doch unter den geistern seiner klasse und in seinem wirkungskreise, glanz, licht und wärme genug hatte, um einen platz unter den herrlichsten köpfen, und (wenn ich nicht sehr irre) auch unter den besten menschen seiner zeit, und jeder andern zeit zu verdienen.

Man müßte zwar partheyischer für ERASMUS als für die *wahrheit* seyn, wenn man läugnen wollte, daß er einen theil der vorwürfe, die ihm von LUTHERN und seinen übrigen freunden gemacht worden (die bitterkeit, womit sie gemacht wurden, abgerechnet) ziemlich verdient habe; daß er für seinen ruhm, und (was ihm noch näher anlag) für seine sicherheit und ruhe, kurz, für sein liebes *otium cum dignitate* (mußte mit ansehen) vielleicht zuviel besorgt gewesen, und also in den stürmischen zeiten der *Lutherischen Tragödie* (wie er die Reformation, ein wenig zu Lucianisch, zu nennen pflegte) mehr temporisirt habe, als ein mann zu thun fähig ist, dem

dem *wahrheit* und *recht*, diese groſe ſache der menſchheit, die zugleich hienieden ganz allein die **SACHE GOTTES** iſt, über alles gilt. Von dieſer ſeite betrachtet, muß er freylich klein gegen einen **HUTTEN** ſcheinen, der ſein alles für ſie hingab. Aber, um gerecht zu ſeyn, müſſen wir auch bedenken, daſs weder überzeugung noch heldenthum dinge ſind, die nur bloß von dem willen eines mannes abhängen.

ERASMUS begünſtigte und beförderte die gute ſache, ſo weit ſeine überzeugung reichte, ſo lang er ſie für *rein*, für ſache der menſchheit und ſache Gottes hielt: und zog ſeine hand erſt dann zurück, wie er zu ſehen glaubte, daſs Menſchliche gewinne zu ſehr die oberhand über das Göttliche; wie er ſah, daſs perſöhnliche leidenschaften, Politik und Cameralabſichten der Großen u. ſ. w. ſich zu ſtark ins ſpiel miſchten, und daſs es durch die ungeſtüme hitze womit man zu werke gieng, und die ſeiner natürlich ſanften gemüthsart ſo weſentlich zuwider war, zu einem bruche — deſſen verhütung ihm immer ſo ſehr am herzen lag — kommen müſſe.

Ist es aber denn so ausgemacht, daß ein recht-
 schaffner mann in einem solchen turbulenten zu-
 stande der christlichen republik nothwendig parthey
 nehmen müsse? Ist es nicht genug, wenn er immer
 auf die seite sich neigt, wo er die meiste billigkeit,
 mäßigung und lauterkeit sieht? Ist es nicht weis-
 heit, sich in einer freyen würksamkeit zu erhalten,
 so lange man hoffen kann, (und wer kann gleich
 sagen wie lange dies zu hoffen ist?) daß ruhe und
 ordnung, unter gemeinnützlichen bedingungen,
 noch ohne bürgerkrieg und auflösung aller bande
 des gemeinen wesens, wieder hergestellt werden
 könnten? Und ist es nicht, aufs wenigste, erlaubte
 klugheit und selbsterhaltung, zumal bey einem blo-
 ssen reisenden, der keinen verpflichtenden beruf we-
 der zum steuerruder noch zur pumpe hat, sich zu-
 rückzuziehen, wenn es so weit gekommen ist, daß
 wir zwar wohl mit zu grunde gehen können, aber
 das schiff zu erhalten keine hoffnung mehr haben?

Iedoch, wenn sich auch ERASMUS von dem
 vorwurf einer zu grossen forge für sein liebes Ich

In diesen zeiten der heftigsten stürme, deren ausgang damals noch kein menschliches auge voraussehen konnte, nicht ganz rechtfertigen liefse: so verdient ein mann von solchen verdiensten — wenigstens mit nachsicht beurtheilt zu werden. Er war nicht zum Helden gebohren, nicht zum Helden erzogen; brachte seine jünlingsjahre nicht wie HUTTEN und SICKINGEN, in ritterlichen übungen und unterm geräusche der waffen im feldlager eines *Maxmilian* zu; hatte nicht das kochende blut und den feurigen geist eines HUTTEN; war nicht wie dieser, durch bosheit der menschen und unablässige streiche des widrigsten schicksals aufgereizt, erbittert, und zum verzweiflungs-spiel, alles gegen alles zu setzen, gebracht worden. Es ist nicht alles tugend, was an Hutten groß scheint! nicht alles unedel und verachtenswerth, was an Erasmus klein ist, oder uns in vergleichung mit den *Heroen* seiner zeit klein vorkommen muß.

Das goldne TU SI HIC ESSES ALITER SENTIAS! (*) legt uns als pflicht auf, uns so viel nur

U 3

im-

(*) Wärest du an meinem platze, dir würde ganz anders zu muthe seyn.

immer möglich an den platz und in den ganzen zusammenhang der person hineinzudenken und hineinzufühlen, über die wir urtheilen wollen. Und da, bey aller bemühung, die wir uns hiezu geben können, doch immer noch sehr viel daran fehlen muß, daß wir alles so klar sehen, so lebendig und gegenwärtig fühlen, wie diese person; was ist billiger, als daß wir unserm *zwischenurtheil* soviel an gelindigkeit zulegen, als uns an information zum auspruch eines vollkommen gerechten *endurtheils* abgeht? Beydes sind freylich unbestimmbare größen; aber eben darum ist *billige nachsicht* gegen die *menschliche gebrechlichkeit* die *erste tugend* eines *gerechten sittenrichters*.

ERASMUS war, nach beschreibung seines freundes, *Beatus Rhenanus*, von einer zarten und schwächlichen leibesbeschaffenheit, so sehr daß die kleinsten veränderungen der witterung und diät empfindlich auf ihn wirkten. Wieviel von dem, was an seinen talenten das glänzendste, und an seiner gemüthsart das schwächste war, hängt nur an diesem einzigen umstand seiner physischen anlage?

Seine kindheit scheint unglücklich und gedrückt gewesen zu seyn; schon von seinem fünften jahre an wurde er zur schule geschickt und mit dem damaligen *Lyripipio* gequält. Wie er aber nachmals in der schule zu Deventer von einigen ältern mitschülern einen vorgeschmack der bessern litteratur bekommen hatte, faßte er eine unglaubliche liebe zum studieren; und diese wurde und blieb die herrschende neigung seines ganzen lebens. *Horaz* und *Terenz* wurden, sobald er sie kennen lernte, seine Lieblings-autoren; er durfte sie nur an feyertagen verstohlenerweise lesen, aber desto lieber wurden sie ihm; und da diese beyden (bald kam auch *Lucian* dazu, das *Triumvirat* voll zu machen) seinem geiste die erste bildung gaben; da das *vergnügen* so er aus ihnen schöpfte damals sein einziges war (er las sie so fleißig dafs er sie endlich ganz auswendig wufste, sagt *Beatus*) — was wunder, dafs, bey einem subjekte von so zarten sinnen, die formen, so sie ihm eindruckten, unauslöschlich blieben? dafs die *Horazische AUREA MEDIOCRITAS*, die mit der *Sokratischen SOPHROSYNE* Eins ist, (die liebe zu

allem gemäßigten, ruhigen und sanften Schönen in der natur und im leben) die so nahe damit verwandte MENANDRISCHE GRAZIE und Urbanität, und die LUCIANISCHE feindschaft gegen alle falsche prätension, alles überspannte, gegen Platonisches gaukelwerk und Stoische augenbrauen (*) charakteristische grundzüge seines geistes, seiner sitten, seiner sinnes- und lebensart, und somit auch seiner schriften wurden? Wie natürlich also, daß ERASMUS, so organisiert, so gebildet, mit dieser lebhaftigkeit und feinheit des gefühls und witzes, mit dieser jovialischen gemüthsart, die ihn auch in seinem umgange zum lebenswürdigsten gesellschafter machte, mehr lust hatte -- Komödie als Tragödie zu spielen?

Zwar sind XENOPHON, Sir PHILIPP SIDNEY, und vielleicht einige andre unter Alten und Neuern, beyspiele, daß die Grazien des geistes, so wie ein hoher grad körperlicher schönheit, sich mit den vollkommenheiten, die den Helden bilden, gar wohl in

(*) *Praestigias platonicas et stoicum supercilium*
v. *Erasmi Epistol. L. XXIX. ep. 5.*

in Einem subjeckt zusammentreffen können. Aber, wie höchstselten ist's, daß *Natur* und *Glück* zu hervorbringung eines vollkommenen menschen in einen solchen bund treten? — Und dennoch zeigt sich sogar bey diesen ächten *Schön - Guten* (ΚΑΛΟΙ ΚΑΙ ΑΓΑΘΟΙ) dieser auch dem Erasmus eigene charakteristische hang zu persönlicher freyheit, ruhe, und einem unter die Musen und die freuden des geselligen lebens getheilten leben! Man braucht nur leben und tod XENOPHONS mit leben und tode PHOCIONS zu vergleichen, um den ganz einleuchtenden unterschied zu fühlen.

ERASMUS wurde von seinen tyrannischen vor-
mündern wider seine entschiedene neigung dem *clericalischen stande* gewidmet, und (was ihm am unerträglichsten war) dem zwang einer ordensregel unterworfen. Von dem leztern hatte er zwar den muth und das glück sich wieder los zu machen: da er aber doch ein Clericus bleiben mußte, was konnte billiger seyn, als daß er seine unbegränzte liebe zum studieren und zur freyheit des geistes und lebens

mit den wesentlichsten pflichten seines standes zu vereinigen suchte? Schon auf seiner ersten reise nach England, die er nach vollendung seiner akademischen jahre zu Löwen und Paris vornahm, erwarb er sich die liebe und hochachtung der gelehrtesten und aufgeklärtesten — und dies hiefs damals meist so viel als der vornehmsten männer in kirche und stäte. Seine feltnen gaben, seine wissenschaft und wohlredenheit, sein witz und seine angenehmen sitten dienten ihm überall für die beste empfehlung. Er gieng nach Italien, und vermehrte wo er hinkam, zu Bologna, Venedig, Padua und Rom, die zahl seiner freunde; es war ein wunder für die welschen, einen jungen Belgier zu sehen, der die wissenschaft zu ihnen brachte, die andre bey ihnen hohlten. Seine litterarischen verbindungen mit dem berühmten ALDUS und dessen gelehrten freunden — die erste ausgabe seiner mit belesenheit, kritik und philosophie vollgestopften *Adagia*, sein *Plautus*, *Terenz*. u. s. w. machten ihm schon einen weitverbreiteten ruhm; und schon damals hatte man am römischen hofe eine so grosse meynung von ihm, dass

dafs man ihn durch antragung der stelle eines Pönitentiarius zu Rom festzuhalten suchte. In der folge erwarben ihm seine *Anmerkungen zum neuen Testament*, seine *Paraphrasen*, und andre werke in diesem fache, (wozu ihn die ehemals zu Turin angenommene Doktorwürde der Theologie berechnigte) den ruf eines eben so eminenten *Theologen*, als ihm seine grammatischen und kritischen arbeiten eine der obersten stellen unter den *Philologen* seiner zeit, und seine *Adagia*, *Colloquia*, und *Encomium Moriae* (*) unter den *Sokratischen Weisen* verschafft hatten. Sein ansehen stieg nun von jahr zu jahr; die grössten fürsten ehrten ihn, schützten ihn, und eiferten in die wetten, ihn bey sich zu fixieren. Seine widersacher selbst, die Mönche und einige *Doctores obscurissimi* vom schlag eines *Eck*, *Stunica*, (***) *Bedda*, u. dergl. dienten seinem glanze nur zur folie. Es lag blos an ihm, sich durch ansehnliche ehren-

(*) *Commentar über die sprichwörter der Griechen und Römer*, — *Gespräche zum gebrauch der studierenden jugend* — *Lob der thorheit*.

(**) *Epist. L. XXX. ep. 82.*

renstellen einen weg zu machen, der ihn endlich zu den höchsten würden in der kirche geführt haben könnte. Aber er zog seine freyheit allen andern vorthailen vor, und erwählte sich endlich, theils um in diesem elemente seines geistes desto ungestörter leben zu können, theils wegen seiner verbindungen mit *Froben* und *Amerbach*, die protestantische stadt Basel zu seinem gewöhnlichsten aufenthalt, wo er auch im jahre 1536. in seinem siebzigsten jahre verstarb.

Ist nicht dieser einzige auf sein leben hingeworfne blick schon hinlänglich, uns begreifen zu machen, von welchem gewichte für ihn die persönlichen beweggründe waren, sich nicht in die unruhen der reformation hineinziehen zu lassen? (*) Es
war

(*) Eine stelle aus seinem im jahre 1519. an D. Lutheru geschriebenen briefe ist zu merkwürdig, um hier nicht angeführt zu werden. *Ego me quod licet integrum servo (sagt Erasmus) quoniam magis prosum litteris reflorescentibus. (dies war seine Sparta; Luther hatte eine ganz andre; was hab ich mit dir zu schaffen? konnte einer zum*
zu

war nicht feigheit der fêle: oder hatte etwa keiu muth dazu gehört, die mönche und pedanten, deren zorn wie das brüllen eines jungen löwen war, ja selbst die heilige schultheologie, die Decretalen, und die sämtlichen gebrechen der kirchen-disciplin, so anzugreifen wie er gethan hat? — Es war nicht begierde oder hofnung sich beym römischen hofe einzuschmeicheln, und pfründen oder dignitäten zu erschnappen: denn wenn er das gewollt hätte, warum hätte er die einladung des pabsts Hadrian VI., feines

andern sagen) *Et mihi videtur plus profici civili modestia quam impetu. Sic Christus orbem in suam ditionem perduxit. Sic Paulus Iudaeam legem abrogavit, omnia trahens ad allegoriam. Magis expedit clamare in eos qui Pontificum autoritate abutuntur quam in ipsos Pontifices: idem de Regibus faciundum censeo — Quorundam virulentas contentiones magis conducit contemnere quam refellere. Ubique cavendum est, ne quid arroganter aut factiose loquamur, faciamusve; sic arbitror gratum esse spiritui Christi — Hatte Erasmus nicht recht? — und doch, wo wären wir, wenn LUTHER auch so gedacht hätte?*

nes landsmanns und alten freundes, und die glänzenden ausichten, die sich ihm damals in Rom öffneten, so gerade zu von sich abgewiesen?

Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß Erasmus, wenn sein schiksal gewesen wäre zwanzig jahre später in die welt zu kommen, gar leicht ein eben so warmer anhängen von LUTHERN hätte werden können als immer sein freund MELANCHTHON. Allein man denke sich ihn als einen mann gegen sechzig jahren, wie er um die zeit des zweyten Akts der *Tragoedia Lutherana* war: auf Einer seite mit einer von alter und krankheiten geschwächten gesundheit, auf der andern in allen den vorthailen des entschiedensten ruhms, ansehens und einflusses in die gelehrten-republik, im besitze der freundschaft so vieler grofsen und vortrefflichen männer, denen er von der weisheit seines betragens gewissermassen rechnenschaft geben mußte, und (was für ihn so wichtig war) im besiz einer ruhe, die er mit aufopferung alles dessen, was ihm die fürsten der kirche und weltliche Prinzen so oft angeboten, erkaufte hatte:

und

und nun frage man sich, ob er das alles hätte drangeben sollen, um irgend eine altenmannes-rolle in besagter tragödie zu spielen? Wahrlich er konnte keinen solchen gedanken haben, wenn er auch weniger scheinbare vorurtheile gegen die güte der sache gehabt hätte!

Ich wiederhohle es, ich wünsche mit diesem, wiewohl mangelhaften, apologetischen fragmente (denn wie viel wäre noch für Erasmus zu sagen gewesen, wenn ich gewisse unangenehme sayten hätte berühren wollen! wer lust hat, lese seine briefe an *Wilibald Pirkhaimer*) nichts zu erhalten, als ein biliges urtheil über einen in seiner art und in seinem wirkungskreise vortreflichen mann — der so viel zur aufklärung und besserung seiner zeit beygetragen; dessen werke grosentheils noch immer ihren fortdaurenden werth haben; dessen satyrische und launevolle schriften dem aberglauben, der heucheley, der möncherey und dem ganzen reiche der *Göttin Dummheit* mehr abbruch gethan haben als die meisten ernsthaftere streiter durch alle ihre langweiligen Deduktionen zusammen genommen; dessen

feh-

fehler endlich durch eine menge verdienste, tugenden und liebenswürdigkeiten weit überwogen wurden, und, alles gehörig berechnet, so unerheblich waren, daß sich ein warmer bewunderer kaum enthalten könnte, sie (wie der dichter *Alcaeus* die flecken an seinem liebling) für eben soviele schönheiten anzusehen. (*).

(*) *Naevus in articulo pueri delectat ALCAEUM; at est corporis macula naevus; illi tamen LUMEN videbatur, CICERO de N. D. l. 28.*



IX.

W I E M A N L I E S T.

EINE ANEKDOTE.

Es würde wenig helfen, der welt etwas von meinen eigenen erfahrungen, *wie man gelesen wird*, ins ohr zu sagen; verschiedene derselben würden hinlänglich seyn, den entschlossensten und harthäutigsten autor auf ewig abzuschrecken. — Und haben dich doch nicht abgeschreckt, grindest mir ein schalk von einem Satyr zu. — Ich bekenne gerne, daß ich ihm lieber nichts antworten als die schuld auf das *schicksal* schieben will. Aber dieser tage las ich in einem französischen buche eine Anekdote diesen artikel betreffend, womit ich — wie sich alles gute gerne mittheilt — meinen lesern, zu eigenem beliebigem nachdenken, aufwarten will. Facta sind immer lehrreicher als Declamationen. Der Autor — sein name

Wielands kl, prosais, Schrift, I. B,

X

that

thut nichts zur sache, aber er ist immer noch einer von den besten die sich izt zu Paris von der bücherfabrik nähren — spricht von dem manchfaltigen ungemach, dem die schriftsteller ausgesetzt sind, bis der tod ihrem leiden ein ende macht, und die zeit ihre werke entweder in den abgrund der vergessenheit stürzt, oder, zu spät für den armen autor! mit preis und unsterblichkeit krönt. Das unglück — obenhin, unverständlich, ohne geschmak, ohne gefühl, mit vorurtheilen, oder gar mit schalksaugen und bösem willen gelesen zu werden — oder bloß zum zeitvertreibe, auch wenn dies gar nicht der zwek des autors ist — oder zur unzeit, wenn der leser übel geschlafen, übel verdaut, unglücklich gespielt, oder sonst mangel an lebensgeistern hat: — oder gelesen zu werden, wenn gerade *dieses* buch unter allen möglichen sich am wenigsten für ihn schikt, und seine sinnesart, stimmung, laune, mit des autors seiner den vollkommensten contrast macht — das unglück, *so* gelesen zu werden, ist, nach der meynung des besagten Westfranken keines von den geringsten, welchen ein schriftsteller (zumal in zeiten,

ten, wie die unfrige, wo lesen und bücherschreiben einen *hauptartikel des National-Luxus* ausmacht) sich und die armen ausgefetzten kinder seines geistes täglich und unvermeidlich bloßgestellt sehen muß. Unter *hundert* lesern kann man sicher rechnen von *achtzig* So gelesen zu werden; und man hat noch von glük zu sagen, wenn unter den *zwanzig* übrigen etwan einer ganz in der verfassung ist, welche schlechterdings dazu gehört, um dem werke das man ließt (wenn es auch nur ein *madrigal* wäre) sein völliges recht anzuthun. Was wunder also, wenn den besten werken in ihrer art, und in einer sehr guten art, oft so übel mitgespielt wird? Was wunder, wenn die leute in einem buche finden was gar nicht darin ist; oder ärgernis an dingen nehmen, die, gleich einem gefunden getränke in einem verdorbenen gefäße, bloß dadurch ärgerlich werden, weil sie in dem schiefen kopfe oder der verdorbenen einbildung des lesers dazu gemacht werden? Was wunder, wenn der geist eines werkes den meisten so lange, und fast im-

mer unsichtbar bleibt? Was wunder, wenn dem verfaſſer oft abſichten, grundſätze und geſinnungen angedichtet werden, die er nicht hat, die er, vermöge ſeines charakters, ſeiner ganzen art zu exiſtiren, gar nicht einmal haben kann? Die art wie die Meisten leſen iſt der ſchlüſſel zu allen dieſen ereigniſſen, die in der litterariſchen welt ſo gewöhnlich ſind. Wer darauf acht zu geben luſt oder innern beruf hat, erlebt die erſtaunlichſten dinge in dieſer art. Die ungerechteſten urtheile, die widerſinnigſten präventionen, die oft für eine lange zeit zur *gemeinen ſage* werden, und zuletzt, ohne weitere unterſuchung, für eine *abgeurtheilte ſache* paſſiren, wiewohl kein menſch jemals daran gedacht hatte, die ſache gründlich und unpartheyiſch zu unterſuchen, — haben oft keine andre quelle als dieſe. Der autor und ſein buch werden, mit urtheil und recht, aber nach eben ſo feinen grundſätzen, nach einer eben ſo tumultuariſchen und albernen art von Inquiſition, kurz mit eben der *Iniquität* oder *Sancta Simplicitas* verdammt, wie ehemals in ganz Eu-

ro-

ropa, und noch heutiges tages in einigen hellen-
gegenden unsers lieben teutschen vaterlandes —
DIE HEXEN verbrannt werden. Hier ist das klei-
ne beyispiel, womit ich diese vorläufige und —
vergebliche betrachtung gut machen wollte.

ROUSSEAU'S *neue Heloise* war vor kurzem ans-
licht getreten. In einer grossen gesellschaft be-
hauptete jemand, JEAN - JAQUES hätte in die-
sem buche den *selbstmord* geprediget. Man hohl-
te das buch herbey; man las den brief vom *St.*
Preux, wo die rede davon ist. Alle anwesen-
den schrien überlaut, man sollte ein solches buch
durch den henker verbrennen lassen; und den au-
tor — es fehlte wenig, das sie nicht auch *den*
mit ins feuer geworfen hätten. Indessen, da I. I.
ROUSSEAU gleichwohl für einen grossen mann
passirt, so fanden sich einige, denen es billig
dünken wollte, ehe man zur execution schrit-
te, die sache näher zu untersuchen. Sie lasen
den vorgehenden brief, und dann den folgenden:
und da fand sich, das gerade dieser brief ganz

entscheidende gründe gegen den selbstmord gab, und daß I. I. ROUSSEAU über diesen punkt ganz gesunde begriffe hatte. Aber die sage des gegentheils hatte nun einmal überhand genommen; die gansköpfe hielten fest, und fuhren fort mit ihrer eignen dummdreistigkeit zu versichern: JEAN - JAQUES predige auf der und der seite seines buchs den selbstmord, wiewohl er auf der und der seite just das gegentheil that.

„Was ist nun mit solchen leuten anzufangen?“ — Nichts.

„Was soll ein schriftsteller, der das unglück hat in einem solchen fall zu kommen, zu rettung seiner unschuld und ehre sagen?“ — Nichts.

„Was hätte ihn davor bewahren können?“ — Nichts.

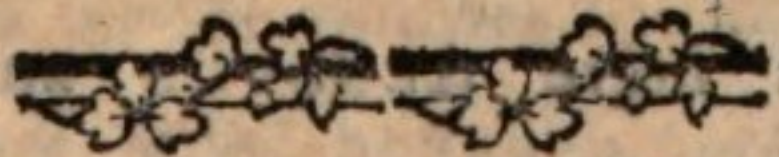
„Sollte denn kein mittel feyn?“ — O ja, ich beginne mich — er hätte selbst ein ganskopf feyn — oder auch gar nichts schreiben — oder, was das sicherste gewesen wäre, beym ersten hineingucken

ken in die welt den kopf gleich wieder zurück-
ziehen, und hingehen sollen woher er gekommen
war —

„Das sind EXTREMA! —“

So denk ich auch.

Mit den Autoren ist kein mitleiden zu haben —
und den lesern ist nicht zu helfen. Aber gleich-
wohl wäre zu wünschen, daß die leute besser le-
sen lernten.



X.

Ich danke, Sie haben beide recht.



X.

AESOPUS UND SOLON.

Als der berühmte gesetzgeber der Athenienser, SOLON, dem könige KROESUS, den er zu Sardes besuchte, gewisse wahrheiten gesagt hatte, die, seit dem es könige giebt, kein könig gerne gehört hat; wovon dann eine ganz natürliche folge war, daß der könig ihm kaltfinnig den rücken zukehrte, und den hofleuten über die verwegenheit oder blödigkeit des Athenienfers die häre zu berge stunden: sagte AESOPUS zu ihm: Solon, entweder man muß den königen aus den augen bleiben, oder ihnen nichts als *angenehme dinge* sagen. — Sprich lieber, versetzte SOLON, man muß sie entweder meiden, oder ihnen nichts sagen als was ihnen nützlich ist.

„Wer von den beyden weisen männern hatte nun recht?“

Ich denke, sie hatten beyde recht,

Wer

Wer den Großen gefallen will, muß sich ihnen angenehm machen können; und wer ihnen wichtig werden will, muß ihnen — aber freylich auf ihre weise — nützlich seyn. Ohne das eine oder das andere, was sollen sie mit euch anfangen?

Aber, aufrichtig zu seyn, mich dünkt auch in diesem stücke (wie in so vielen andern) sind die Großen um kein här anders gemacht als alle andern menschenkinder.

Der Talente sind zweyerley, sagte der überwinder Persiens, THEMISTOCLES. Einer kann schön pfeiffen, ein anderer kann aus einer kleinen stadt eine große machen., — Zuweilen trägt die Natur auch wohl belieben, einen dritten hervorzubringen, der beydes kann. Aber, „wer keines von beyden kann, sagt D. Swift, oder (um teutscher zu reden) wer weder was angenehmes noch nützlichendes kann, verdient mit einem tritt vor den H. aus der schöpfung hinausgeschupft zu werden.“

Und das muß wahr bleiben!



XI.

DIE STERBENDE POLYXENA DES EURIPIDES.

Welch ein trefliches Süjet würde nicht die AUFOPFERUNG der POLYXENA — wovon Euripides seiner *Hekuba* den Herold Talthybius die Erzählung machen läßt, — für die sêlenmalerin ANGELICA KAUFMANN seyn!

„Das hêr der Griechen hat sich um den grabhügel des Achilles, der durch die treulosigkeit der fôhne Priams gefallen war, versammelt, der sêle seines helden das verlangte todesopfer feyerlich darzubringen. *Neoptolemus*, der sohn des helden erscheint, mit *Polyxena* an der hand, die, kurz zuvor Achillens verlobte braut, nun seinen schatten mit ihrem blute befriedigen soll. Er führt sie mitten durchs hêr, und stellt sie auf die spitze des grabhügels.

Ein hauffen auserlesener jüinglinge tritt herzu, um das opfer zu halten. Der sohn Achills nimmt eine goldne gefüllte schale, giefst sie auf das grab aus, und, nachdem der Herold dem ganzen hêr ein tiefes schweigen geboten, ruft er den schatten seines vaters an, ladet ihn ein das jungfräuliche
blut

blut zu trinken, welches ihm von den Griechen zum opfer dargebracht werden soll, und bittet ihn um günstige winde und glückliche heimfarth in ihr vaterland.

Nun entblößt er das opferschwerdt, und winkt den jünglingen, das geweyhte mädchen zu fassen.

Haltet ein, ruft *Polyxena*, die seinen wink versteht: o ihr, deren hände meine vaterstadt zerstörten, ich sterbe freywillig; keiner von euch rühre mich an; unerschrocken biet ich meinen nacken dem opfermesser dar; laffet mich, um der Götter willen, laffet mich als eine freye sterben; verdammet mich, eine königstochter, nicht zur schmach, eine sclavin unter den schatten genennt zu werden.

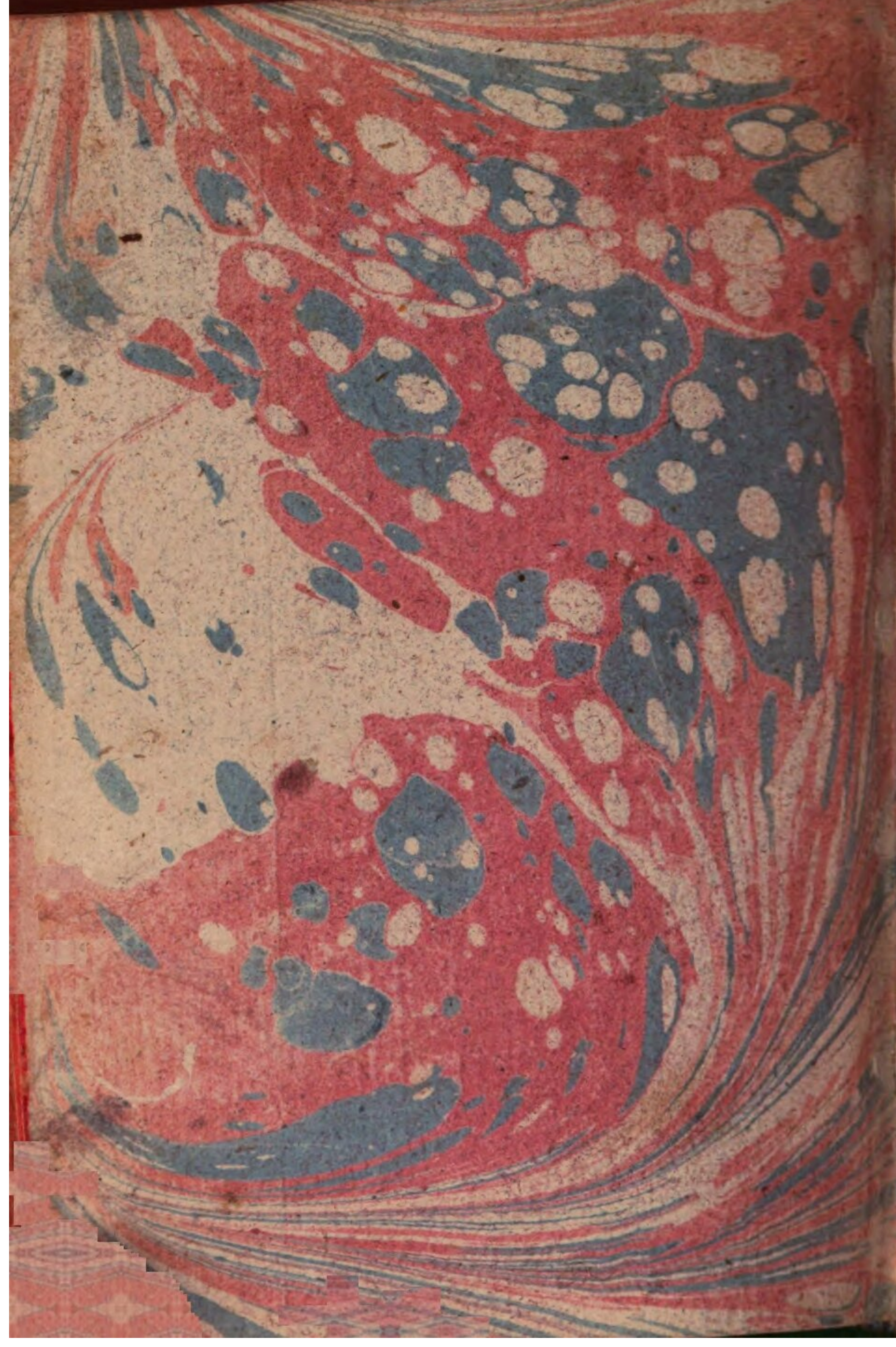
Das hêr murmelt ihr die bewilligung ihrer bitte zu. Agamemnon winkt den jünglingen; sie gehorchen und treten zurück.

Kaum sieht *Polyxena* sich frey, so reißt sie ihr gewand von der schulter, entblößt einen busen von so vollkomner schönheit, daß man ein marmorbild zu sehen glaubte, kniet dann auf die erde, und spricht, mit einem ton, der das härteste herz erweichen mußte, zum jüngling: „da, jüngling wähle selbst wohin du den stahl führen willst, hier ist meine brust, hier mein hals, ich bin bereit.“

Der sohn Achills, von mitleiden mit der schönen unschuldigen gerührt, stößt mit zitternder hand das schwerdt in ihren hals. Ein blutstrom schießt hervor; sie fällt, und noch im sterben ist sie besorgt züchtig und edel zu fallen. Ich

Ich kann diese scene des Euripides nicht ver-
lassen, ohne des schönen zuges zu erwähnen, wo-
mit er den eindruck, den dieses rührende schauspiel
auf das umstehende griechische hër gemacht, schil-
dert; — wiewohl seine absicht hier nicht war zu
malen, sondern der armen Hekuba etwas sagen zu
lassen, das ihr in ihrem unermesslichen leiden eini-
gen trost geben möchte. Es ist ein so charakteristi-
scher zug der griechischen Nationalart, dieses leb-
hafte gefühl für das sittliche schöne, wodurch sie sich
immer vor allen andern völkern ausgezeichnet hat! —

Kaum hat Polyxena den geist aufgegeben, so
lauften alle Griechen herbey, ihrem leichnam die
letzte ehre zu beweisen. Einige werfen von ferne
frisches laub auf sie; andre tragen fichtenzweige
herbey, und richten den holzstoß auf; wer aber nichts
herbeytrug (fährt *Euripides* fort,) der hörte von dem
zutragenden diese worte: „Was stehst du da, schlech-
ter kerl, mit lärer hand, und bringst dem mädchen
weder einen schleyer, noch sonst etwas, die leiche
zu schmücken? Willst du nicht gehn, und der bra-
ven edlen sële auch was geben?„ — Und gleich-
wohl waren die männer, die so viel warme empfin-
dung für das schöne in dem edelmuth, womit Po-
lyxena gestorben war, hatten, die nemlichen barbaren,
welche fähig waren, das schuldlose mädchen dem
schatten ihres helden abzuschlachten. So hat von
jeher der aberglaube das gesündeste sittliche gefühl
zerrüttet! und so dringt ein schönes natürell selbst
durch die düstersten wolken des aberglaubens!



Bibl. erot.
Fr. Krenneri.

2941 - - -



Wieland, Christoph Martin,

Wielands Kleinere Prosaische Schriften

Bd.: 1

Leipzig 1785

Rem.IV 2941-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10781852-5

VD18 90444760